

FRIEDRICH RITTELMAYER
DAS VATERUNSER
URACHHAUS



FRIEDRICH RITTELMAYER

DAS VATERUNSER
EIN WEG ZUR MENSCHWERDUNG

URACHHAUS

INHALT

[Vorwort](#)

[Vom Beten](#)

[Vater unser, der du bist in den Himmeln](#)

[Geheiligt werde dein Name](#)

[Dein Reich komme zu uns](#)

[Dein Wille geschehe, wie oben in den Himmeln, also auch auf Erden](#)

[Unser alltägliches Brot gib uns heute](#)

[Und vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unseren Schuldigern](#)

[Und führe uns nicht in Versuchung](#)

[Sondern erlöse uns von dem Bösen](#)

[Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit](#)

[Fußnoten](#)

[Impressum](#)

VORWORT

Das Vaterunser ist das *Einzig*e, das *alle* eint, die *Christen* sein wollen.

Das Herrenmahl ist als Gemeinschaftsmahl gegeben worden. Aber es ist durch die Jahrhunderte hindurch der Streitapfel gewesen. Das »Apostolische Glaubensbekenntnis« sollte der Zersplitterung wehren. Aber die Einigkeit aller Christen in ihm ist Schein. Es ist zerredet und zerstritten worden. Im Vaterunser aber begegnen sich alle, die sich zu Christus bekennen.

Und doch ist das Vaterunser von ganz anderem Geist als alle bisherigen Kirchen. Frei ist es, frei und offen nach allen Seiten – wo Kirchen oft so eng und ängstlich waren. Groß ist es, von weltumspannender Größe – wo Kirchen oft so klein und dürftig waren. Schlicht ist es und selbstlos – wo Kirchen oft so prunkvoll und anspruchsvoll auftraten. Stark ist es und willensmächtig – wo Kirchen oft so wortreich und willensschwach waren. Ja, man wundert sich, dass es »das Christentum« gibt, wie man es vor sich sieht, wenn man ins Vaterunser eindringt. Millionenfach gebetet, steht es in der »Christenheit« wie ein altehrwürdiges Gotteshaus, in dem Tausende täglich ein und ausgehen, und dessen Schätze doch nur wenige ahnen.

Das Vaterunser ist nicht das Gebet eines Auserwählten-Kreises, sondern das Gebet aller Völker und Zeiten. Das ist schon durch eine lange Geschichte erwiesen. *Der Mensch* ist in ihm da, der Mensch, wie ihn Christus erschaffen wollte. An diesem Menschen können alle zur Menschwerdung kommen, Zeiten und Völker. Durch das Vaterunser kann sich ein völliger Umbau der Seele vollziehen. Ein ganz neues Dasein wird geschenkt. Ein neuer Mensch erwacht in einer neuen Welt. Aus dem Vaterunser könnte eine ganze Kultur hervorgehen, nein, viele Kulturen, je nach den Völkern und Zeiten. Anders wird der Chinese das Vaterunser beten, anders der Amerikaner, anders der Deutsche. Anders würde auch jede Kultur aus dem Volkstum heraus sich färben. Und doch würde durchscheinen durch alle: der Christumensch.

Darum mag es einer Zeit dargeboten werden, in der es viele Völker gibt, misstrauisch einander gegenüberstehend, die doch alle nach dem *Menschen*

suchen; einer Zeit, die den Menschen wieder zu Ehren bringen will gegenüber den Institutionen und Paragrafen; einer Zeit, die nach menschlicher Größe sucht.

Das Vaterunser ist kein Lehrgebäude. Und doch lebt in ihm das ganze Christentum. Und nicht etwa bloß als Gefühl oder als Praxis, sondern als Geist, der alle Konfessionen und Dogmen überragt. Das sagen die Worte der ersten Bitten: Namen, Reich, Wille.

So mag es einer Zeit dargeboten werden, in der Lehren und Meinungen nicht so wichtig genommen werden, in der aber das Leben überall geachtet, *das wahre Leben* begehrt wird; einer Zeit, in der man aber auch fühlt, dass es *der Geist* sein muss, der alles durchdringt, in der man mit dem alten Intellektualismus tief unzufrieden ist, in der man nach neuem lebensstarken Geist Ausschau hält.

Das Vaterunser sagt kein Wort von Christus. Sein Name wird nicht genannt. Aber das lebendigste *Wesensbild von Christus* strahlt aus ihm.

So mag es einer Zeit dargeboten werden, die sich den Christus-Namen hat verleiden lassen, die Christus ganz neu sehen lernen soll; die ihn am besten von seinem *Wesen* her neu erfasst. Denn er ist lebendig gegenwärtig unter uns und will die Menschheit zu neuen Zielen führen.

Der Wortlaut, in dem wir das Vaterunser bringen, ist im Wesentlichen der altbekannte. Neuere Arbeiten haben uns nicht überzeugt, dass es anders sein müsste. In dem Vaterunser, wie es die Christen seit alters gesprochen haben, sind wir auf jeden Fall dem wirklichen Christus näher als in irgendeiner Konjunkturalhypothese von Gelehrten.

Noch weniger überzeugend waren uns die Arbeiten, die aus dem Vaterunser ein israelitisches Gebet machen wollten. Ja, jeder Satz und jedes Wort ist in israelitischen Gebeten nachweisbar. Aber jeder Satz und jedes Wort haben eine ganz andere Bedeutung als in den israelitischen Gebeten.

Das Buch, das hier dargeboten wird, kann seinen Dienst nicht tun, wenn es nur durchgelesen wird. Wem es an diesem Dienst liegt, der möge etwa größere oder kleinere Teilabschnitte lesen, aber immer hindurchblicken durch die Einzelheiten auf die Bitte, die zur Betrachtung steht, und durch die Bitte auf das Vaterunser als Ganzes, und durch das Vaterunser auf Christus, wie er

lebendig gegenwärtig sein will. Zur Neu-Eroberung des Vaterunsers aus unserer Zeit heraus will dieses Buch helfen. Und zur Neu-Begegnung mit Christus.

Einst hat der Verfasser als junger Mensch mit besonderer Freude über das Vaterunser gesprochen. Dann hat er während des Weltkriegs in Berlin die Menschen durch den Geist des Vaterunsers innerlich zu erheben gesucht. Wenn er jetzt zum dritten Mal über das Vaterunser das Wort nimmt, so tut er es, weil ihm die einzelnen Vaterunser-Bitten noch mehr zu lebendigen Wesen und zu persönlichen Freunden geworden sind. Das Vaterunser ist ihm immer mehr zur unmittelbaren Gegenwart Christi geworden, wie er mit uns leben will. Dazu möchte dies Buch auch anderen nach Kräften helfen.

Wir sind in eine Zeit eingetreten, die deutlich in der Tiefe das Antlitz des Erzengels Michael zeigt. Geistesstärke, Willensmut, Menschengröße wollen von ihm her unsere Seele ergreifen und erfüllen. So möge das Heidentum, das in unserer Zeit auf allen Seiten hervorbricht, dem Erzengel Michael begegnen. *In* uns möge es ihn erleben. Dieser Geist ist der Führer zum Sieg. Im Vaterunser lebt gerade *dieser* Geist. Und eben in *diesem* Geist ist Christus heute nah, unerhört nah.

VOM BETEN

Ein Buch über das Gebet – da wird heute vielen Menschen grau zumute. Gerade darüber will man – nach allem, was man von klein auf gesehen und erfahren hat – nichts mehr hören. Wenn überhaupt noch gebetet werden soll, dann ist das Beten doch eine allerpersönlichste Sache des Menschen. Jeder findet sich ganz auf seine Weise damit ab. »Darüber kann man nicht reden.«

Und doch gibt es kaum etwas Wichtigeres, das geschehen kann. Was verborgene Seelenkomplexe im Innern des Menschen anrichten, ist immer offenkundiger geworden. In früheren Jahrhunderten haben die Menschen vieles im Gebet abreagiert. Und heute?

Der dies schreibt, hat in einem katholischen Krankenhaus vor seinem Zimmer öfters Nonnen im Garten auf und ab gehend beten hören. Der Inhalt der Gebete schien nicht besonders lebendig in der Seele gegenwärtig zu sein. Aber es war für sie eine heilige Welt, von Jugend auf vertraut. Das umfing sie mütterlich, versetzte sie in eine andere Sphäre und beruhigte, ordnete, umfriedete sie bis in die Untergründe ihres Daseins hinein. In den altheiligen Rhythmen der Gebete schwang ihre Seele mit, löste sich und begnadete sich. – Das Gleiche kann man erleben, wenn ein Frommer alten Stils sich eine halbe Stunde in der Kirche vor dem »Allerheiligsten« innerlich ausruht. – Dazu die Beichte.

Was hat stattdessen der »moderne Mensch«? –

Aber es steht noch ernster. Der Mensch der Gegenwart zerfließt nach außen. Er löst sich auf in die Einzelanforderungen seines Berufs und seines Daseins.

Man sieht mitunter einen Eichbaum, der seine Äste wie für die Ewigkeit in die Weite gebreitet hält. Am nächsten Tag ist er zusammengebrochen. Dass das Mark im Innern des Baumes fehlte, konnte man von außen nicht sehen. Hätte er Mark gehabt, so hätte ihm der Sturm der Nacht nichts anhaben, ihn nur fester einwurzeln können.

In dieser Lage ist der »moderne Mensch«. Wenn es nicht gelingt, ihm von

innen her neue Kraft zuzuführen, ihn von innen her wieder markstark zu machen, dann darf aller äußere Anschein nicht trügen. Er wird den Lebensforderungen der kommenden Jahrzehnte und Jahrhunderte immer weniger gewachsen sein. Allerlei aufschießende Nervenkrankheiten deuten hin auf die Gefahr. –

Es steht noch ernster. Und nun geht es nicht mehr um den eigenen Vorteil, sondern um die Sache der Menschheit. Der Mensch ist bestimmt, ein *Geistesmensch* zu werden. In den Zeiten, wo das Gebet noch nicht in Verfall geraten war, hat der Mensch im Gebet sich in einer unsichtbaren Welt erlebt. Er stand als Geist vor Geistern, auch wenn er nur an *einen* Gott sich wendete. Er reihte sich in die Schar derer, die *im Geist leben* können. Selbst wenn die Menschen persönlich wenig davon merkten, selbst wenn es sich da um lange Entwicklungen handelte: Der Mensch bereitete Menschheitszukunft vor. Er bereitete auch eigene Zukunft vor. Denn nach dem Tode ist er jedenfalls – wenn überhaupt – *Geist unter Geistern*.

Und noch mehr: Er lernt *sprechen* in der höheren Welt. Dort gibt es keinen körperlichen Mund und keine Lippen mehr. Dort gibt es nur Verständigung von Wesen zu Wesen. Ähnlich, wie wir es manchmal im Traum ahnen können. In einem rechten Gebet spricht nicht bloß der Mund, sondern das Wesen des Menschen mit dem Wesen Gottes. Wer nicht, wenigstens in allerersten Anfängen, solches Sprechen lernt, ist in der höheren Welt stumm und taub. Er ist auch wenig wert im Blick auf die geistige Zukunft des Menschengeschlechts.

Und noch mehr: Im Gebet lernt der Mensch wirken im Geist. Er erfährt, dass »Gedanken Kräfte« sind. Er fügt seinen unsichtbaren Willen in die göttliche Weltregierung ein. Er fängt an zu verstehen, wie Engel wirken. Er ahnt und ergreift, was ihm selbst einmal zgedacht ist. Er spürt auch hier Menschheitszukunft. Er schafft eigene Zukunft.

Ist es wahr, ist es möglich, dass der Mensch Geistesmensch wird; ist es wahr, ist es möglich, dass der Mensch weiterlebt nach dem Tod: Dann ist das Gebet das Wichtigste, das es gibt. Dann ist der Mensch in wichtigster Hinsicht so viel wert, wie er beten kann.

Man hat hier zum Beten das Meditieren hinzuzunehmen. Meditieren heißt:

einen geistigen Inhalt frei vor seine Seele hinstellen und längere Zeit hindurch mit dem eigenen Geist betrachten.

Viele Menschen werden erst wieder beten lernen durch die Meditation.

Aber so verschieden voneinander Gebet und Meditation erscheinen: Auf der Höhe sind sie einander nah.

Da verwandelt sich das Beten in Anbeten, in andachtsvolles Hineinschauen in die göttliche Wesensherrlichkeit. – »Wer vermag im Ansehen des göttlichen Wunderspiegels zu verharren? Niemand, solange er lebt, hier in der Zeit. Ist es dir aber genommen, so kehre bald dahin zurück, dass es dir wieder werde, und dorten lass, so viel du immer kannst, dein Ziel und deine Zuflucht sein!« So sprach vor sechshundert Jahren Meister Eckehart.

Und wie das Gebet zu einer hohen Form der Meditation werden kann, so verwandelt sich die Meditation auf ihrer Höhe in ein Sprechen mit höheren Wesen, in ein Fragen, ein Bitten, ein Ringen mit Geistesmächten.

Gerade das Vaterunser kann ebenso als Bittgebet wie als Anbetungsgebet gesprochen werden. Es vereint auf der Höhe alle Segnungen der Meditation mit allen Gnaden des Gebets.



Durch das Johannes-Evangelium hindurch kann man Christus selbst in seinem inneren Leben erschauen. Ein unausgesetztes inneres Sprechen mit dem Vater ist der Hintergrund alles seines äußeren Lebens. –

Die Menschen vergangener Jahrhunderte lebten mehr nach innen, aber versäumten das Außen. Die Menschen unserer Zeit leben nach außen, aber versäumen das Innen. Viel Geisteskraft gehört dazu, zu *gleicher* Zeit nach außen und nach innen zu leben. Weit mehr Geisteskraft, als der Normalmensch heute schon besitzt. Das ist der Mensch der Zukunft. Christus ist uns hier vorangegangen.

Dies Doppelleben, das der Mensch zu führen berufen ist, weil er eben ein Leib-Geist-Wesen ist, steht im Christus des Johannes-Evangeliums in aller Helligkeit vor uns. Was auch immer im äußeren Leben geschieht: Stets ist ein inneres Geschehen vorangegangen. Bedeutungsvollen Aufschluss gibt jedes Wort, das Christus im Johannes-Evangelium davon erzählt. Zwei Äußerungen stehen sich gegenüber. Ich sage nichts, als was der Vater wirkt. Ich wirke nichts, als was der Vater sagt. Sprechen und Wirken gehen

ineinander über. Seine Taten sind Worte. Seine Worte sind Taten.

Auch die andern Evangelisten berichten uns in aller Klarheit, wie das ganze Leben Christi aus dem Gebet geboren ist, wie es vom Gebet überall getragen wird, wie es in lauter Gebet ausgeht. Im Johannes-Evangelium aber kommt dieses unausgesetzte Sprechen mit dem Vater so nah wie nur möglich an uns heran.

Drei Gebete Christi hat das Johannes-Evangelium ausführlich aufbewahrt. Das erste ist das Gebet am Grab des Lazarus. »Vater, ich danke dir, dass du mich erhört hast! Doch ich weiß, dass du mich allezeit erhörst. Aber um des Volkes willen, das umher steht, sage ich es, dass sie glauben, du habest mich gesandt« (Joh. 11,41–42). – Wir erleben das Ende eines langen Gespräches mit. Wir dürfen an dem ruhigen Bewusstsein Christi teilnehmen, dass er immer in der Erhörung steht. Wir tauchen in sein freudeleuchtendes Dankgefühl ein. Wir sehen ein freies, sicheres Wirken aus dem Inneren ins Äußere.

Das zweite Gebet ist das Gebet des innerlichen Ringens, wie das erste Gebet das Gebet des äußeren Wirkens ist. »Jetzt ist meine Seele betrübt. Und was soll ich sagen? Vater, hilf mir aus dieser Stunde! Doch darum bin ich in diese Stunde gekommen. Vater, verkläre deinen Namen! Da kam eine Stimme vom Himmel: Ich habe ihn verklärt und will ihn abermals verklären« (Joh. 12, 27 und 28). – Wir sehen in die innerste Seele Christi hinein mit ihrer menschlichen Not und ihrer göttlichen Größe. Wir erleben die Seele *aller* seiner Gebete. Wir schauen auch durch ihn hindurch in die Seele des sich zu ihm neigenden Vaters.

Das dritte Gebet ist das »Hohepriesterliche Gebet« (Joh.17). – Nicht genug wundern können wir uns, dass dieses Hohepriesterliche Gebet überhaupt da ist. Und nicht genug freuen können wir uns, dass es wenigstens *einen* Menschen gegeben hat auf der Erde, der es in seiner Seele widerspiegeln konnte.

Alles, was wir oben über die Zukunft des Menschen gesagt haben, sehen wir hier lebendig vor Augen. Christus steht vor uns, gleichzeitig in beiden Welten lebend. Frei geht er zwischen diesen Welten hin und her. Bald blickt er hin nach der göttlichen Welt, die ihn nun aufnehmen will, dann wieder blickt er nach der irdischen Welt, in der er nun seine Jünger zurücklässt. Auf der Schwelle zwischen zwei Welten lebt sein Ich. In die eine Welt zieht ihn sein Wesen. In die andere Welt zieht ihn sein Wollen.

Und sein Sprechen mit dem Vater ist wirklich vor unseren Augen ein Erstrahlen von Wesen zu Wesen. Man kann es vor allem am ersten Teil des Gebetes in unerhörter Weise nacherleben, wie nicht nur der Gedanke, sondern das Wesen des Sohnes mit dem Wesen des Vaters spricht. Aus dem Vater kommen Fragen; Fragen, die das Wesen des Vaters an den Sohn stellt, eine nach der anderen. Und der Sohn antwortet. Schon das allererste Wort »Gekommen ist die Stunde«: Wenn der Sohn dem Vater gegenübertritt, so steht jetzt der Sohn *in* der Zeit, der Vater aber *über* der Zeit. Das empfindet der Sohn zuerst und erwidert auf die geheime Frage des Vaters, dass er dort in der Zeit steht, wo der göttliche Wille, dem er von Stunde zu Stunde folgt, ihn hingestellt hat. Von Wort zu Wort schreitet das Gebet auf solchen Wegen weiter. Das lebendige *Wesen* des Vaters, das der Sohn auf sich niederstrahlen fühlt, fragt ihn nach seiner *Vollmacht*, nach seinem *Auftrag*, nach seinem *Werk*, nach seinem *Willen*. Und immer strahlt das *Wesen* des Sohnes – nicht nur sein Wort – auf den Vater zurück. Das ist: Sprechen in der Geisteswelt.

Erleben wir im ersten Teil des Gebetes mehr das *Sprechen* mit dem Vater, so erleben wir im zweiten Teil mehr das *Wirken* mit dem Vater. »Ich bitte« (17,9; 17,15; 17,20); »Ich will« (17,24). Auf göttlichen Höhen sprechen Vater und Sohn miteinander über die Zukunft des Menschengeschlechts. Freifügt der Sohn seinen Willen dem göttlichen Vaterwillen ein. –

Größeres gibt es auf der Erde nicht zu sehen. Höheres gibt es nicht zu lernen. *Sein* im Vater. *Sprechen* mit dem Vater. *Wirken* mit dem Vater.

Siehe, der Mensch!



Man hat Christus oft den *Meister des Gebets* genannt. Von dieser Meisterschaft des Gebets ist in den Evangelien viel mehr zu erkennen, als die Menschen schon gefunden haben. Aber es gibt in den Evangelien auch eine wirkliche *Schule des Gebets*. Während die Mysterienweisen vergangener Zeiten sorgfältig vor der Allgemeinheit verbargen, was sie in engem Kreis rein halten und pflegen wollten, hat Christus seine Winke und Weisungen der ganzen Menschheit frei anvertraut.

Wir haben die Weisungen Christi im Matthäus-Evangelium, verstärkt noch durch das Lukas-Evangelium. Und wir haben seine Winke im Johannes-Evangelium. Die Ersteren mehr für das Volk, die Zweiten für den intimen

Jüngerkreis. Man darf sie in diesem Sinn als exoterisch und esoterisch unterscheiden.

Bei den Weisungen, die Christus im Matthäus-Evangelium für das Gebet gibt, fällt zuerst auf, dass es so wenige sind. Über Zeit und Ort, über Häufigkeit, Haltung und viele Fragen, die den Betenden oft recht wichtig waren, hat Christus offenbar *nichts* gesagt. Andere religiöse Führer haben Vorschriften und Ratschläge in Fülle zu erteilen gewusst. Wir haben als Beispiele den Koran und haben den Talmud. Von Christus findet sich kein noch so leises Wort über Morgen- und Abendgebet oder über Tischgebet. Das wäre gewiss nicht vergessen worden. Das Christus-Wort des Johannes-Evangeliums über das Beten »im Geist und in der Wahrheit« lässt uns erkennen, dass hier volle Absicht waltet.

Dem entspricht auch, dass die Worte über das Gebet im Matthäus-Evangelium beginnen: *Wenn* du betest ... Wir sehen deutlich ein Zeitalter heraufziehen, in dem die Freiheit des Menschen, gerade in Hinsicht auf sein Reden mit Gott, aufs allerstrengste gewahrt bleibt. »Wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein und schließe die Türe zu und bete zu deinem Vater im Verborgenen, und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird dir's vergelten öffentlich« (Matth. 6,6). »Schließ die Tür zu«: Damit auch nicht im unterbewusstesten Winkel deiner Seele der Gedanke Raum haben kann, dass dich jemand überraschen könnte. Dieses eine Wort lässt uns schon eine allerzarteste Keuschheit atmen. Nur in solcher Keuschheit, gegen die anderen und gegen uns selbst, darf gebetet werden.

Man hört manchmal sagen: Heute wäre eine solche Mahnung nicht mehr nötig. Denn die Menschen verstecken es ohnedies vor ihren Mitmenschen, wenn sie überhaupt noch beten. Heute müsste man eher sagen: Scheut euch doch nicht immer, euch zum Gebet zu bekennen. Aber damit würden wir den tief gehenden Ernst, den diese Mahnung auch für uns hat, achtlos überhören.

Nicht nur, dass es immer noch viel öffentliches Beten gibt. Und nicht jeder, der an einem Kirchengebet teilnimmt, fühlt lebendig, dass er gar nicht wahr sein kann, wenn er nicht dennoch zugleich »in sein Kämmerlein« geht. Auch bei vielem, das heute als »Bekenntnis« vor die Öffentlichkeit tritt, vielleicht sogar mit persönlicher Überwindung, etwa in der »Oxford-Bewegung«, muss man fragen: Gehört es nicht ins »Kämmerlein«?

Die Winke Christi wollen auf ihren innersten Geist abgehört sein. *Dort* sollen wir mit Gott reden, wohin wir nicht einmal unsere allervertrautesten

Menschen blicken lassen möchten, wohin wir nicht einmal selbst gern blicken. Denn es gibt Wahrheit, und gibt strengere Wahrheit, und gibt allerstrengste Wahrheit. Nicht nur, dass wir »*die Welt*« aussperren müssen, alles das, was uns sonst bewegt und Eindruck macht. Schon dies ist viel schwerer, als wir denken. Wir müssen aber auch *uns selbst* aussperren – damit wir uns selbst *finden*. Uns selbst, wie wir gewöhnlich über uns denken und fühlen, haben wir auszuschalten, wenn wir in Wahrheit vor Gott stehen wollen. Wir werden erleben, dass immer wieder etwas da ist, das wir aussperren müssen. Als ob wir gestorben und ins Land der allerlautersten Wahrheit hinübergegangen wären, sollen wir beten lernen. Gott wohnt »im Verborgenen«. Dort will er gefunden sein.

Je näher wir aber dem kommen, umso mehr werden wir merken, dass *jetzt* unsere Gebete Wirklichkeiten sind, dass sie als Wirklichkeiten in die große Wirklichkeit eingreifen. Wir wissen: Sie werden gehört, auch wenn sie nicht *erhört* werden. Sie sind wie lebendige Samenkörner, die in einen großen Acker hineingesät werden. Wir sehen sie vielleicht niemals wieder, aber sie sind *dabei*. Wir werden vielleicht die »Erhörung« überraschend irgendwo in unserer Seele entdecken. Wir werden erfahren, dass die Antwort auf unser Gebet auf einmal da ist. Aber das ist uns nicht das Letztwichtige. Wir fühlen, wie unsere Gedanken und Gebete hineingehen in eine große, reiche göttliche Welt und dort mitwirken, wie sie *wesenhaft* werden und den Christus-Schatz der Erde vermehren, wie sie sich zu Wirkungen und Wirklichkeiten gestalten, die am Gewebe der Welt mitschaffen.

Nach Luthers Übersetzung sagt Christus: »Und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird dir's vergelten öffentlich.« Man wollte da gleich wieder den jüdischen Lohngedanken wittern. Besser wäre es gewesen, man hätte Acht darauf gehabt, dass es nicht heißt: »wird dich erhören öffentlich«, sondern wörtlich: »Dein Vater, der im Verborgenen sieht, wird dir wiedergeben.« Und am allerbesten wäre es gewesen, man hätte auf das nächstliegende und größte Beispiel für dieses »Wiedergeben« hingeblickt: Christus selbst. Er selbst ist »wiedergegeben« mit seinem ganzen Leben und Wesen.

Die zweite Mahnung Christi ist: »Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen.« – Lebt in der ersten Mahnung die innerliebste Keuschheit gegenüber den Menschen, so lebt in dieser Mahnung die innerliebste

Keuschheit gegenüber Gott. Die Ehrfurcht, die wir jedem menschlich Großen selbstverständlich erweisen, indem wir ihn nicht mit Worten überschütten, sondern klar und überlegt sagen, was wir wollen, eben diese Ehrfurcht sind die Menschen dem allerhöchsten Gott oft genug schuldig geblieben. Und gerade das Gebet, das Christus unmittelbar darauf gegeben hat, damit wir *nicht* viele Worte machen, haben die Menschen selbst wieder zu vielen Worten gemacht, indem sie es, *weil* es nicht so viele Worte macht und sie selbst durchaus *dennoch* viele Worte machen wollten, hundertmal hintereinander gebetet haben.

Worte sollen die Diener und Träger des Geistes sein. Aber sie können sich selbstständig machen, gegen den Geist wenden und ihn töten. Das sagen auf andere, philosophische Weise auch Fritz Mauthners »Beiträge zu einer Kritik der Sprache« und wieder auf andere, politische Weise das Wort Talleyrands, dass die Sprache dem Menschen gegeben sei, um seine Gedanken zu verbergen.

Auch diese Mahnung Christi kann geistiger und immer geistiger verstanden werden. Sie will das Sprechen mit der göttlichen Welt in Geist verwandeln. Dies wird dann sogar dem alltäglichen Sprechen der Menschen untereinander zugutekommen. Und es wird dem Leben der Menschen nach dem Tod zugutekommen. Wie die erste Mahnung Christi, ins Innere zu gehen, uns zum *Wirken* unter Geistern erzieht, so die zweite Mahnung Christi, die Worte mit Geist zu füllen, zum *Sprechen* mit Geistern.

Diese beiden Mahnungen sind der Weg zu dem inneren Tempel, wo wirklich »im Geist und in der Wahrheit« angebetet wird. »*In der Wahrheit*«: wenn wir ins Verborgene gehen. »*Im Geist*«: wenn wir nicht viele Worte machen.

Diese beiden Mahnungen haben gerade in ihrer Zusammengehörigkeit durchaus nichts Zufälliges. Sie schützen den Menschen vor den beiden Gefahren: der luziferischen Gefahr und der ahrimanischen Gefahr. Und weiter bedarf es in Bezug auf das Gebet keiner anderen Mahnung. Nun kann Christus, wie er es wieder und wieder getan hat, zu angestrengtem Gebetssturm aufrufen; das *Sein* im Geist kann jetzt mit Macht erstrebt werden. Vor der luziferischen Gefahr, der Selbstsucht, sind wir geschützt, wenn wir in die Verborgeneheit gehen, wo wir dem Vater gegenüberstehen. Vor der ahrimanischen Gefahr, der Veräußerlichung, sind wir geschützt, wenn wir in die Höhe aufdringen, wo der Geist lebt.

Und für beides haben wir das große Vorbild im *Vaterunser*. Es ist nie auf der Erde mit so wenig Worten so viel gesagt worden. Wie mit Himmelskräften geladen kehrt der Mensch aus diesen Bitten auf die Erde zurück. Der Wort-Leib des Vaterunsers ist so konzentriert wie nur möglich, aber der Geist, der darin wohnt, umfasst Himmel und Erde.

Und auch »ins Verborgene« geht gerade das Vaterunser. Es ist wie ein Gang ins Innere Gottes, wenn wir in den drei ersten Bitten vom Namen ins Reich, vom Reich in den Willen geführt werden. Und es ist ein Gang ins Innere des Menschen, wenn wir in den vier letzten Bitten von der Not zur Sünde, von der Sünde zur Versuchung, von der Versuchung zur Macht des Bösen geführt werden.

Christus: *der Meister des Gebets*. Die Bergpredigt: *die Schule des Gebets*. Das Vaterunser: *das Vorbild des Gebets*.

Das Vaterunser ist volkstümlich und tief zugleich. Es ist ehrfürchtig und frei zugleich. Es ist das Gebet aller Völker und Zeiten.

Vor Kurzem stand zu lesen, dass ein Lehrer der französischen Sprache in einer deutschen Großstadt nach Paris kam. »Jetzt habe ich vierzig Jahre lang Französisch gelehrt«, sagte er, »und nun sehe ich, dass es gar nicht Französisch war.« – Die Zeitung, die dies berichtet, setzt die Bemerkung hinzu: »Ähnlich wird es vielen Theologen einmal im Himmel gehen.«

Vor dieser Gefahr sind wir bewahrt, wenn wir in der Erziehung, die uns Christus im Vaterunser hinterlassen hat, die göttliche Sprache lernen.

Aber noch fehlt uns ein Blick in die intime Jünger-Unterweisung, die wir in den Abschiedsreden des Johannes-Evangeliums finden. Was hier geschildert wird, ist ferne, hohe Zukunft der Menschheit. »Größere Werke tun« als Christus (14,12). »Vollendete Freude« haben im Bitten und steten Erhört-Werden (16,24).

Wenn wir durch die Schleier des Menschheitswerdens den *Menschen* zu erkennen suchen, wie sich ihn Christus als seinen wahren Jünger denkt, dann sehen wir auch ihn in unaufhörlichem Gespräch mit dem Vater.

Und er fühlt sich allezeit gehört und erhört. So kommt es zur höchsten

Freude im Innern. Dahin führt der Weg, wenn die *erste* exoterische Mahnung Christi im Matthäus-Evangelium befolgt wird: im Verborgenen Gott suchen.

Dann gewinnt der Mensch auch immer stärkere *Schöpferkraft nach außen*. Er lernt »Werke tun«, wie Christus sie verheißt. »In Ewigkeit mit Gott desselbigen Werkes zu walten«, dies wünschte sich Meister Eckehart. Dahin führt der Weg, wenn die *zweite* Mahnung Christi im Matthäus-Evangelium befolgt wird: Nicht viele Worte machen, sondern im Geist stark werden.

Und wenn man in dem Aufruf Christi zu anhaltendem, ja stürmischem Gebet eine *dritte* Mahnung Christi im Matthäus-Evangelium sehen will – ihr entspricht im Johannes-Evangelium die inhaltsmächtige Weisung: in meinem Namen, in meinem Geist. –

Wir haben oben im Johannes-Evangelium drei Gebete Christi miterlebt (S.15). Es ist, als seien sie der Menschheit gegeben, damit sie einen lebendigen Vorgeschmack dessen erhalten soll, wie sich die drei Jüngerweisungen des Johannes-Evangeliums erfüllen.

Freude im Innern, »vollendete Freude«: Sie leuchtet uns göttlich an vor allem im Hohepriesterlichen Gebet. Ja, es wird uns sogar ausdrücklich gesagt, dass uns dieses Gebet mitgeteilt wird, damit wir sie erleben (Joh. 17,13).

Schöpferkraft nach außen: Ihrer Größe stehen wir gegenüber im Gebet am Grab des Lazarus. Ja, wiederum wird uns ausdrücklich gesagt, dass wir das Geheimnis dieser Kraft erfahren sollen (Joh. 11,42).

In dem dritten, mittleren Gebet wird uns gesagt, welches die Grundrichtung, der Geist aller Gebete sein soll: *Verklärung des göttlichen Namens*. Und die »Stimme vom Himmel« selbst spricht zu uns und sagt uns, dass dieser göttliche Name ja schon verklärt ist und in Christus lebendig als Mensch unter uns wandelt (Joh. 12,28).

Die drei Christus-Gebete im Johannes-Evangelium sind also eine wunderbare Veranschaulichung der drei Weisungen der intimen Jünger-Erziehung in den Abschiedsreden. Wir erfahren durch Wort und Beispiel, was der Geist, die Seele, der Wille aller wahren Christusjünger-Gebete ist: Der *Wille* dieser Gebete geht auf Gottes Werke; die *Seele* lebt in der Gottesfreude; der *Geist* sucht die Verklärung des göttlichen Namens.

Hier sehen wir vor uns auf der höchsten Höhe das *Wirken* mit dem Vater, das *Sein* im Vater, das *Sprechen* mit dem Vater.

Doch *eine* Bedingung spricht Christus immer wieder aus: »In meinem

Namen«. Das ist auch viel mehr wörtlich zu verstehen, als dem Gegenwartsmenschen glaubhaft ist. Wer die Worte des Lutherlieds auf sich wirken lässt: »Fragst du, wer der ist? Er heißt Jesu Christ!«, der kann die magische, blitzstarke Gewalt schon des Wortes »Herr Christ« lebendig empfinden. Und so hat die Anrufung des Christusnamens schon viele Menschen in der Not gerettet, so gerettet, dass sie selbst erschrocken sind über die Nähe und Schnelligkeit der Hilfe. Vor diesem Namen, schon als Namen, haben die Dämonen alle Scheu.

Aber eben nur dann, wenn Christus selbst »in unserem Beten lebt«. Und im Vaterunser hat uns Christus seinen Geist, seinen »Namen« zurückgelassen. Er erzieht uns da selbst zu solchem Beten. Im Vaterunser lernen wir zunächst *mit* Christus beten, indem wir seine Worte in den Mund nehmen. Dann verwandelt sich dieses Gebet in ein Gebet *um* Christus. Denn im Vaterunser ist das ganze Leben und Lehren Christi darin. Und man kann aufs allerwirksamste das Gebet Christi mit Bildern aus seinem Leben erläutern und das Leben Christi mit Worten aus dem Vaterunser. Das ist die »Auslegung« Christi selbst, weit besser als alle Katechismus-Erklärungen. Und überall kann man auch Gleichnisse Christi hinzufügen. So tritt der tiefe Einklang zwischen Leben, Lehren und Beten Christi hell an den Tag. Aber auch dieses Gebet *um* Christus verwandelt sich und wird schließlich zum Dritten und Höchsten: zum Gebet *in* Christus.

Die großen Zeiten des Gebets kommen erst. Alles empfangen, alles können im Geist Christi: Wo lebte das heute? Die Menschwerdung eines solchen Menschen ist das Vaterunser.



Das Vaterunser in seiner Siebengliedrigkeit ist ein Organismus, der unter den verschiedensten Gesichtspunkten seine innere Harmonie erweist.

Rudolf Steiner hat in einem Vortrag über das Vaterunser¹ in den sieben Bitten – nach geisteswissenschaftlicher Erkenntnis – die sieben »Wesensglieder« des Menschen dargestellt.

Bedeutsam ist auch die Beziehung der sieben Vaterunser-Bitten zu den sieben Kreuzesworten, der wir in dem Buch »Das heilige Jahr«² nachgegangen sind.

Auch mit den sieben Ich-bin-Worten des Johannes-Evangeliums lässt sich

das Vaterunser zusammenstellen. Bei einigen Bitten ist das Verhältnis ganz offenkundig, bei anderen Bitten nicht zwingend, aber doch wohl denkbar.

Auch einen Gang durch die sieben altbekannten Planetensphären kann man im Vaterunser entdecken, indem man – die Sterne nicht als Gaskörper, sondern als Geisteswelten verstanden – vom Saturn zum Mond wandert.

Um die weltumspannende Größe des Vaterunser in seinem inneren Organismus noch an einem Beispiel eingehender darzustellen, sei ein Gang durch die Geschichte der Menschheitskulturen versucht.

Die Geisteswissenschaft Rudolf Steiners schildert die Menschheitsentwicklung – nach der atlantischen Flutkatastrophe – in der Aufeinanderfolge von sieben großen Kulturzeitaltern. Die uralt-indische Kultur, von der wir heute nur noch einen letzten Nachglanz in den Veden schimmern sehen, hatte ihre Hochblüte etwa in den Jahren 7000–5000 vor unserer Zeitrechnung. Ihr folgten nacheinander die urpersische, die ägyptisch-chaldäische, die griechisch-römische. Jeder Kulturzeitraum hatte andere Menschheitskräfte zur Entfaltung zu bringen. Darum ist sein Aufstieg und Niedergang bestimmt durch das Zusammenwirken der Sonne mit den Kräftewelten des sogenannten Tierkreises. Heute leben wir seit etwa fünf Jahrhunderten im Aufstieg der germanisch-angelsächsischen Kultur. Ihr folgt in mehr als anderthalb Jahrtausenden ein Kulturzeitraum, in dem die Geistesanlage des Russentums voll zur Entfaltung kommen wird. Schließlich wird diese unsere ganze Weltentwicklungsperiode – der dann andere Kulturzeiten folgen werden – abgeschlossen durch eine Kultur, für die man keinen besonderen Volksnamen mehr nennen kann.

Die *uralt-indische Kultur* schaute zurück in die götterdurchwaltete Vergangenheit der Menschheit. Sie wollte noch nichts wissen vom Einleben auf der Erde. Überall hinter dem Sinnenschleier suchte man sehnsuchtsvoll die göttliche Uroffenbarung. – *Geheiligt werde dein Name!*

Die *urpersische Kultur* wandte sich zuerst bewusst der Erde zu. Für das Lichtreich wollte der gottverbundene Mensch kämpfen. Die Finsternis wollte er mit göttlicher Hilfe niederringen auf der Erde. – *Dein Reich komme zu uns!*

Die *ägyptisch-chaldäische Kultur* schaute empor zu den Sternenwelten und suchte ihnen die göttlichen Gesetze abzugewinnen für die Ordnung der Erde. Sie ist die Zeit der großen Gesetzgebungen von Hammurabi bis Moses. Priesterkönige führen nach dem in den Sternen erschauten göttlichen Willen

die Völker. – *Dein Wille geschehe wie oben in den Himmeln, also auch auf Erden!*

Erst in der *griechisch-römischen Kultur* ist der Mensch völlig auf der Erde angekommen. Er macht sie sich untertan. Er richtet sie sich als seine Wohnung ein. – *Unser täglich Brot gib uns heute!*

Die *germanisch-angelsächsische Kultur* hat zur Aufgabe die volle Erfassung des menschlichen Ich in der »Bewusstseinsseele«. Damit taucht stark und neu die Frage des persönlichen Schicksalskampfes empor, aber auch die Frage nach dem Zusammenhang des menschlichen Ich mit dem Ich der anderen Menschen, die Frage nach dem Zusammenhang des menschlichen Ich mit der göttlichen Welt. Bewusster und freier als zuvor fühlt sich der Mensch hineingestellt in den Kampf von Gut und Böse. So trägt diese Kultur ja auch in ihrem Anfang den Kampf Luthers von der Sünde zur Gnade. – *Vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unseren Schuldigern!*

In der *russischen Kultur* wird der Geistesblick des Menschen – auch durch die Erfahrungen von heute – geschärft sein für die übersinnlichen Mächte, die um den Menschen ringen. Das Doppelwesen des Menschen wird stark zur Offenbarung kommen. In alle Tiefen von Himmel und Hölle ragt der Mensch hinein. Ein Geisteskämpfer kann er sein im Dienst eines überirdischen Weltenkampfes. – *Führe uns nicht in Versuchung!*

Die *letzte Kultur* bringt dann die Zusammenfassung und den Ausklang. – *Erlöse uns von dem Bösen!*

Es gibt große Geisteslinien und innere Rhythmen in der Weltgeschichte. Sie treten bald da, bald dort hervor. Das Vaterunser umfasst in wenigen, einfachen Worten die gesamten Erlebnisse, die von der Menschheit in gewaltigen Zeiträumen durchlebt werden, und bringt den Menschen mit ihnen in allerinnerste Berührung. So erzieht es den Menschen, auch unbewusst, zum Mitstreiter der führenden Gottesmächte.

Auch in dem Ineinanderklingen seiner einzelnen Teile ist das Vaterunser von überraschender Harmonie.

Die Anrede ist deutlich in sich dreigliedert: Vater – unser – in den Himmeln.

Dieser Dreigliederung entsprechen genau die drei ersten Bitten. Geheiligt werde dein Name – dieser Name ist vorher genannt: *Vater*.

Dein Reich komme zu uns – an diesem Reich bauen wir, sooft wir das Wort *unser* aussprechen.

Dein Wille geschehe wie oben in den Himmeln also auch auf Erden – was im Himmel waltet, ist uns schon gesagt worden, als wir sagten: der du bist *in den Himmeln*.

Und ebendieselbe Dreigliederung weist dann auch der Schluss des Vaterunsers auf. Wir sind uns wohl bewusst, dass dieser Schluss in den ältesten Texten nicht zu finden ist, dass er sicher erst etwa im Jahr 130 nach Christus auftritt, dass noch lange Zeit fehlt das Wort: Reich. Aber aus innerster Notwendigkeit heraus hat sich doch der Schluss so gestaltet, wie er ist.

Sein Beginn »Dein ist das Reich« steht mit der zweiten Bitte um das göttliche Reich in lebendiger Beziehung. Im »Reich« kommt ja das göttliche Gnadengeschenk zunächst auf den Menschen zu.

»Dein ist die Kraft« entspricht der dritten Bitte um den göttlichen Willen.

»Dein ist die Herrlichkeit« deutet auf die erste Bitte zurück, auf den erglänzenden göttlichen Namen.

Wie aber ist es mit den vier »Erdenbitten«? – Hinter ihnen tauchen die drei Gegenmächte auf, die man seit alters in dem Dreigestirn »Sünde, Tod und Teufel« vor sich gesehen hat.

Wenn der göttliche *Wille* auf der Erde geschehen soll, so müssen wir das Leben haben. Die Bitte um das alltägliche Brot hält uns Not und *Tod* vom Leib, solange wir auf der Erde dem göttlichen Willen dienen sollen.

Die fünfte und sechste Bitte haben wir nun zusammen zu sehen. Sie sprechen von dem, was den Menschen am Nächsten angeht, von der menschlichen *Sünde*. Die fünfte Bitte räumt die Sünde der Vergangenheit hinweg. Die sechste Bitte schützt vor der Sünde der Zukunft. Je mehr dieser zweite Feind überwunden wird, umso mehr kommt das göttliche *Reich*.

In der siebten Bitte aber: Erlöse uns von dem Bösen! stehen wir dem Hauptfeind des Menschengeschlechts unmittelbar gegenüber, dem *Teufel*. Wo er weicht, erglänzt wieder in Reinheit der göttliche *Name*.

So gehen wir durch die letzten Bitten wieder zur ersten Bitte zurück. –

Dass wir durch das ganze Gebet hindurch die göttliche Dreifaltigkeit leuchten sehen, ist nun auch schon offenbar geworden.

In der Anrede erleben wir in dem Wort *Vater* den *Vatergott*. Durch das Wort *unser* scheint der *Sohnesgott* herein. Aus den *Himmeln* aber kommt der *Geist* herab, der den göttlichen Willen in uns erfüllt.

Dreimal erklingt also im Vaterunser der Akkord der göttlichen Dreieinigkeit. Hoch über uns der Himmel: durch die Anrede. Im menschlichen Schauen und Sehnen: durch die drei ersten Bitten. Im Kampf um die Erde: durch die letzten vier Bitten.

Im Schluss des Vaterunsers aber klingt dann das Echo aus einer feiernden Gemeinde zurück in den höchsten Himmel.

■ VATER UNSER, DER DU BIST
IN DEN HIMMELN

Wichtig ist bei Gebeten, viel wichtiger, als man gemeinhin denkt, die Anrede. Viele Gebete der Menschen von heute haben keine Anrede mehr. Oder, wo sie noch da ist, ist sie *doch* nicht mehr da. Ihr Inhalt macht sich nicht geltend in der Seele. So versäumt es der Mensch, sich die Welt erst einmal bewusst zu machen, in die er eintritt. Er geht in den Tempel nicht durch das Tor mit der Überschrift, sondern gerät aus dem Alltag wie aus Versehen ins Tempelgehege. Viele, sehr viele Gebete würden nicht gesprochen werden, wenn man sich über die Anrede besänne. Und alle Gebete würden sich ändern.

Andere Gebete bestehen *nur* aus Anrede. Prachtvolle Hymnen sind darunter. Wir lernen aus ihnen, wie Menschen vergangener Jahrhunderte in der reinen Anbetung wohnen konnten. Sie schauten ihren Gott an, mit ihrem Geist, stundenlang, und waren genesen.

Oft aber tragen solche Gebete auch in der Anhäufung der göttlichen Namen und Eigenschaften die Zeichen des Verfalls an der Stirne. Man denkt an Goethes Vater, der seine Geige länger stimmte, als er auf ihr spielte.

Die Anrede des Vaterunsers ist kurz, aber schwer von Himmel und Erde. Sie ist klar, nicht verschwimmend nebelhaft. Sie wählt die einfachsten, allgemein verständlichsten Worte, aber sie umspannt die Weite des Weltalls und erschöpft seine Tiefe. Man kann keine schlichtere und größere Anrede erfinden. Sie ist für alle Völker und Zeiten.

Gebete, die von großen Menschheitsführern gegeben sind, erziehen die Menschheit. Sie bilden an den Grundlebensgefühlen. Wenn sie vieltausendmal im Laufe der Jahrhunderte gebetet werden, dann greifen sie tief in das Menschenwesen ein. Langsam wird der Mensch erschaffen, wie er nach dem Willen seiner großen Führer werden soll.

Wie ganz anders war die Menschheitserziehung im alten Indien und im alten Israel! Wie ganz anders in den ägyptischen Sonnenliedern und im Koran! Den Geist der Gebete atmen ganze Generationen ein, selbst wenn ihr Beten ins halb-bewusst Mechanische abgleitet.

Die Grundstimmungen, die schon durch die Anrede des Vaterunsers im Menschen herangebildet werden, geben dem Menschen ein neues *Lebensgefühl* mit dem Wort »Vater«. Sie geben ihm ein neues Weltgefühl

mit dem Wort »unser«. Sie geben ihm ein neues *Menschgefühl* mit dem Wort »in den *Himmeln*«.

Diese Anrede stellt den Menschen neu hinein in Raum und Zeit. Der Mensch blickt in die *Vergangenheit*, in sein eignes Geworden-Sein und in das Werden der Welt und sagt: Vater.

Er blickt in die *Zukunft*, erkennt seine Würde und Bestimmung und sagt: Himmel.

Wie er aber eine neue *Zeit* bekommt, so empfängt er auch einen neuen *Raum*, einen geistigen Raum, in dem er fortan leben kann. Er blickt in die *Tiefe*, auf der er steht, und sagt: Vater. Er blickt in die *Weite*, die ihn umgibt, und sagt: unser. Er blickt in die *Höhe*, die sich über ihm wölbt, und sagt: Himmel.

Neu steht der Mensch in Raum und Zeit.

Aufrecht steht der Mensch da in der Anrede des Vaterunsers. Ja er fühlt wirklich: Ich werde mit meinem ganzen Wesen aufgerichtet, wenn ich das Wort *Vater* aussprechen darf. Was ich als Kind unbewusst vollzog, dass ich mich aufrichtete von der Erde und Mensch wurde, das vollziehe ich jetzt frei, bewusst, vollmenschlich. Das äußere Aufrichten von einst war ein Bild für das, was einmal aus dem Ich heraus geschehen soll. Wer sich aber nicht aufrichtet, kriecht am Boden dahin und vermag nur nach den Seiten zu schauen.

Wie das Wort »Vater« das rechte Aufrechtstehen bringt, die wahre Menschenwürde, so führt das Wort »unser« zu einem neuen Sprech-Lernen. Erst wenn das Brudergefühl gegen alle Wesen ihm den Sinn öffnet und die Sprache der Seele schenkt, lernt der Mensch die anderen Geschöpfe wirklich hören, lernt er zu ihnen reden. Es gibt nur *eine* Sprache, die alle Wesen verstehen, das ist die Liebe. Wer sie nicht lernen will, bleibt ein Fremdling in dieser Welt. Denn diese Welt ist aus der Liebe geboren.

Die »*Himmel*« aber lehren ihn, sich selbst zu finden. Nur wenn er sein eigenes Wesen herabholt aus unsichtbaren Reichen, löst er die Frage seines Daseins. Unser Name ist »im Himmel geschrieben«. Sonst bleibt der Mensch beim Tier. Er weiß nicht, »woher er gekommen und wohin er geht«. Er irrt als ewiges Rätsel umher. Auch durch die Dinge, die er sieht, muss der


Mensch hindurchblicken, auf ihre »Idee«, auf ihren »geistigen Hintergrund«. Er muss sie dort aufsuchen, wo sie aus dem »Geist« kommen, wenn er »erkennen« will. – So lernt er, nun in einem höheren Sinn, was das Kind als seine dritte Kunst in den ersten drei Jahren gelernt hat: Ich-Sagen und damit das Feld des Denkens betreten.

Wirklich: Der Mensch vollbringt in Freiheit wesenhaft, was er sich selbst als Kind vormachte, als er sich aufrichtete, sprechen lernte, Ich sagte.



Die Anrede des Vaterunsers ist des Menschenrätsels Lösung. Wir finden den *Menschen* durch das Wort »Vater«. Wir finden die *Menschlichkeit* durch das Wort »unser«. Wir finden das *Menschentum* durch das Wort »Himmel«. –

So sinken nun auch die drei Vorwürfe zusammen, die gegen das Gebet immer erhoben worden sind. Das Gebet versklave den Menschen und raube ihm seine Menschenwürde. Wir sahen, wie der Mensch gerade seine Menschenwürde erhält durch das Wort »Vater«. – Das Gebet entfremde den Menschen dem Leben und mache ihn unbrauchbar. Wir sahen, wie der Mensch die rechte Lebensfähigkeit gewinnt durch das Wort »unser«. – Das Gebet sei unnütz und verdumme den Menschen. Wir sahen, wie der Mensch zu seiner Bestimmung erwacht durch das Wort »Himmel«.



Durch die Anrede des Vaterunsers schimmert auch das größte Erlebnis durch, das je ein Mensch auf der Erde gehabt hat. Mit diesen Worten hat Rudolf Steiner die Stunde geschildert, in der Jesus zu Christus wurde in der Jordan-Taufe.

Die Bibel erzählt es in drei Sätzen.

»Die Himmel taten sich auf.« Unendliche Perspektiven öffneten sich hinter dem alltäglichen Sinnessein. Und alles war Geist, und alles war Güte. Aus allen Hintergründen des Daseins sprach die Stimme des »Vaters«. – Im Wort »Vater« des Vaterunsers hat uns Christus dieses Erlebnis zurückgelassen.

Was aber die Stimme des Vaters zu sagen hatte in der Geistessprache, ist uns in der Menschensprache zweifach überliefert. »Du bist mein geliebter Sohn, heute habe ich dich gezeugt!« Und: »Du bist mein geliebter Sohn, auf dem mein Wohlgefallen ruht!« – Geisteserlebnisse gewaltiger Art haben eine

Inhaltsfülle, die sich in menschlicher Sprache mannigfach ausdrücken lässt. Aber das Wort »geliebter Sohn« ist immer da und steht im Mittelpunkt. Eine Wolke unausdenklicher Weltenliebe hat Christus in diesem Augenblick voller Güte eingehüllt.

Als Christus über die Erde ging, nannte er die Menschen, die sich zu ihm fanden, seine »Jünger«. Als er zu ihnen reden konnte von den Geheimnissen seines Werkes, ernannte er sie zu seinen »Freunden« (Joh. 15,15). Als er auferstanden zu ihnen zurückkehrte, erhob er sie zu seinen »Brüdern« (Joh. 20,17). Der »geliebte Sohn« hat uns zu seinen Brüdern ernannt. – Das lebt weiter in dem Wort »unser« der Anrede. Dieselbe unausdenkliche Weltenliebe hüllt auch uns ein.

Aus dem aufgetanen Himmel aber kam der Geist herab und blieb fortan auf ihm ruhen. Darin blieb der Himmel auf der Erde, auch wenn die »aufgetanen Himmel« ihre Unendlichkeiten wieder verschlossen. Nun nicht bloß der Himmel *über* ihm, sondern der Himmel *in* ihm. Der »Heilige Geist« ist der Himmel auf der Erde, will der Himmel *in* uns werden.

Wir haben also in den ersten Worten des Vaterunsers den Nachglanz des größten Erlebnisses, das je ein Mensch hatte. Wir haben in diesen Worten *das Christus-Erlebnis* selbst, so wie Christus es seinen Jüngern, Freunden, Brüdern als Geschenk zurückgelassen hat. Wir können in diesen Worten immer wieder selbst eine Christus-Taufe empfangen.



Aber meinen wir, das Christus-Erlebnis bei der Jordan-Taufe sei nur einmalig gewesen und dann für immer dahingegangen? In ihm ist uns vielmehr der Himmel geschildert, der allezeit über Christus stehen blieb.

Jeder Mensch hat seinen eigenen Himmel. Schon äußerlich. Wenn zwei Menschen nebeneinander stehen, ist der Himmel über ihnen schon nicht ganz der gleiche. Und welche verschiedenen Himmel haben der Schwarze und der Eskimo, der Amerikaner und der Chinese.

Jeder Mensch hat auch seinen eigenen *inneren* Himmel, der sich aus seinen Idealen wölbt. Könnten wir diese inneren Himmel – was manchmal möglich ist – durch die Augen der Menschen hindurch erahnen: Wie viel größer noch wären die Verschiedenheiten! Der Himmel über einem Buddha – und der Himmel über einem Goethe! Und der Himmel über einem kanadischen

Farmer!

In der Anrede des Vaterunsers treten wir unter den *inneren Himmel Christi*. Wir sind bei ihm in seiner Welt. Wir atmen mit ihm die gleiche Luft. Wir beten an unter demselben Geistgewölbe. Das wölbt sich nach der Höhe: Vater in den Himmeln. Und nach der Weite: unser.

Es ist wirklich der innere Himmel Christi. Denn wir sehen ja seinen Widerschein auf allen seinen Worten und Taten.

Ob der äußere Himmel draußen hell oder trüb ist, sieht man an allen Gegenständen im Zimmer. Auch der innere Himmel eines Menschen spiegelt sich auf allen seinen Taten und Worten. Wenn wir nach dem Glanz der Worte und Taten Christi urteilen, so lebte sein Geist immer dort, wo keine Wolken mehr trüben können, wo ein ewig lichtklarer Himmel ist.

In den ersten Worten des Vaterunsers treten wir unter diesen lichtklaren Himmel Christi.



Wenn ein Mensch das Wort »Mutter« ausspricht, so hört man oft durch den Klang heraus, was er an seiner eignen Mutter erlebt hat.

Ungewohnt sind den Menschen noch solche Bemühungen, aber wenn man sein Ohr schärft für den Ton, den das Wort »Vater« im Mund Christi hat, so hört man alle Himmel heraus. Man vernimmt die Chöre heiliger Welten.

Man hat auch das ganze »Christentum«.

Als Beispiel drei Worte aus dem Lukas-Evangelium.

»Muss ich nicht sein in dem, was *meines Vaters* ist?« (2,49). – Der zwölfjährige Jesus spricht es. Und doch ist es schon ein Christus-Wort. Welche Sicherheit, welche Reinheit, welches lebensverbundene Vertrauen!

»Vater, ich preise dich, Herr des Himmels und der Erde, dass du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbart! Ja, Vater, denn also ist es wohlgefällig gewesen von dir!« (10,21). – Eine schmerzliche Erfahrung muss es gewesen sein, dass die Weisen der Zeit alle sich abkehrten von der Christus-Botschaft, dass nur geistig Arme herankamen. Aber dieses Rätsel lichtet sich auf im Geist Christi. Göttliche Weisheit durchstrahlt es. Wir erleben das Aufwallen einer tiefen Geistesfreude. Wir erleben sein reines »Ja, Vater!«.

»Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände!« (23,46). Ein

alttestamentliches Gebet ist es, in das sich Christus in diesem Augenblick einhüllt. Aber dieses alttestamentliche Gebet hat eben das Wort »Vater« noch nicht. Und mit diesem Wort »Vater« kommt wie eine lichte Wolke die göttliche Nähe. Sie umhüllt Christus. Alles andere ist verschwunden. Nichts sonst ist mehr da. So geht er hinüber. –

Anders und doch tief verwandt ist der Klang, den das Wort »Vater« im Johannes-Evangelium hat. Wir stellen drei Johannes-Worte den Lukas-Worten gegenüber.

»Glaubst du nicht, dass ich im Vater bin und der Vater in mir ist?« (Joh. 14,10). – Das erinnert an den zwölfjährigen Jesus im Tempel. Aber nun steht der Mann neben dem Knaben. Der Christus über dem Jesus. Höhere Menschenwürde hat nie ein Wort ausgestrahlt.

»Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir der Vater gegeben hat?« (Joh. 18,11). – Nicht nur in die Rätsel des Lebens, in die dunkelsten Tiefen des Leidens musste das Wort »Vater« von Christus selbst hineingetragen werden, um gerade dort aufzuleuchten – für alle Zeiten.

»Vater, ich will, dass, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben!« (Joh. 17,24). – Frei spricht der Sohn mit dem Vater über die Menschheit. Frei fügt er seinen Willen in den göttlichen Willen ein. Nicht nur sich selbst, seine Jünger »befiehlt« er dem Vater. Weltengroß geht das Gespräch des Sohnes mit dem Vater über unseren Häuptern dahin. –

Gibt es Höheres in der Welt zu hören als das Wort »Vater« im Mund Christi?

»Niemand kommt zum Vater denn durch mich.« Das ist doch wohl zu viel gesagt?

Die Menschen haben das Wort »Vater« für den allerhöchsten Gott auch schon vor Christus gebraucht. Aber es war der Vater der Götter, der Vater des Himmels, der Vater des Volks, der Vater des Alls. Und nur hin und wieder glänzte es auf. Es überleuchtete noch nicht alles. Nahe ist man der Wahrheit dort gekommen, wo man das Wort »Allvater« aussprach. Das war in den nordischgermanischen Ländern. Christus aber sagte zuerst und allein im vollen Sinn: »*Mein* Vater!« Zunächst trennte er noch: »Mein Vater« und »euer Vater«. Dann, nach der Auferstehung, verbindet er: »Mein Vater *und*

euer Vater« (Joh. 20,17). Verbindet – und unterscheidet noch –, um fühlbar zu machen, wer *über* uns ist. Nur im *Vaterunser* verbindet er völlig. Da schloss er gewiss auch sich nicht aus, wenn Vater *unser* gesagt wurde. Da auch fand sich geschichtlich All-Vater und Mein-Vater.

»Niemand kommt zum Vater denn durch mich.« Dieses Wort unerhörtesten Sendungsbewusstseins: Die Weltgeschichte hat Ja dazu gesprochen. Wo wäre auch nur ein Einziger unter all den Millionen Menschen der Jahrtausende in Indien und China, in Griechenland und Germanien, in dessen Mund das Wort »Vater« so erklingen wäre wie in Christus? Die Literatur aller Völker und Zeiten steht da als Zeuge für dieses Wort.

Aber wer ist sich dessen wirklich bewusst, was uns Christus da geschenkt hat? Den Allerhöchsten, aus dem alle Sternenwelten geworden sind, seinen Vater nennen zu dürfen – der Atem kann nicht weit genug werden, das Herz nicht feierlich genug schlagen, das Haupt nicht groß und rein genug denken, wenn dieses Wort durch unsere Seele zieht. Und wir sollten es einatmen mit jedem Atemzug, schwingen lassen in jedem Herzschlag, leuchten lassen in jeder Lebensregung und in jedem Gedankenstrahl. So mag das Wort »Vater« in Christus gelebt haben.

Aus einer Zeit, die dem wirklichen Christentum schon fern war, steigen Worte auf, die dem Gegenwartsmenschen neue Wege zum göttlichen Vatergeheimnis zeigen. Der greise Goethe hat sie gesprochen. Als ihm Eckermann seine Verwunderung darüber aussprach, wie die Grasmückenmutter ihre gefangenen Jungen durch das offene Fenster hindurch fütterte, sagte er »lächelnd bedeutungsvoll«: »Närrischer Mensch! Wenn Ihr an Gott glaubtet, so würdet Ihr Euch nicht verwundern.«

Als ihm Myrons Plastik der Kuh, die ihr Kalb säugt, gebracht wurde, sagte er: »Dieses und ähnliche Bilder nenne ich die wahren Symbole der Allgegenwart Gottes.«

»So lebe ich denn glücklich, weil ich in dem bin, was meines Vaters ist.« Solche Worte einer keuschen, geistbelebten Naturandacht »wehen Frommsein«, um ein Wort Rudolf Steiners zu gebrauchen.

Den Namen Vater führt außer dem »Vater in den Himmeln« auch der irdische Vater. Wenn irgendjemand, so könnte er sagen: Ich bin das Ebenbild Gottes auf Erden, denn ich trage seinen Namen! Ich bin von Gott zu seinem Statthalter eingesetzt!

Der wichtige Augenblick im Leben des irdischen Vaters ist die Stunde, wo seinem Kind gesagt wird: *Gott* ist dein Vater! Dass dann eine Ahnung weisheitsvoll gültiger Weltführung im Kind aufsteigt, dafür ist der irdische Vater da. Auf diese Stunde sollte sein ganzes Leben hingerichtet sein. – Aber: Was wird in manchem Kind lebendig, wenn es das Wort »Vater« hört! –

Und die Mutter? – Sie lebt für die Stunde, wo dem Kind gesagt wird: Gott ist die Liebe! Was dann in dem Kind rege wird, das hat es vor allem an seiner Mutter erlebt. Die Weihe der Mutter kommt von dieser Stunde.

Zwei Zusätze hat das Wort »Vater«, die von entscheidender Bedeutung sind. Das Wort »unser« schützt das Vaterwort vor Selbstliebe und Eigensucht. Das ist die »luziferische« Gefahr. Das Wort »in den Himmeln« schützt vor Erdbeschränkung und Erdverfinsterung. Das ist die »ahrimanische« Gefahr.

Aber die Menschen haben die beiden weisheitsvollen Zusätze nicht ernst genug genommen. Sie haben, auch wenn sie Vater unser sagten, doch gebetet, als ob es hieße: *Mein* Vater. Ein unendlicher Seelenadel liegt gerade darin, dass man den »Vater« nie für sich in Anspruch nehmen will, dass man immer »unser« sagt. Und eben dadurch gewinnt man sich ein immer größeres Reich von »Brüdern«.

Und man hat vergessen, dass dasteht »in den Himmeln«. Das Wort »himmlischer Vater« ist in die Kinderstube gewandert. Seinen erhabenen Überweltklang hat es verloren.

So hat man dann auch das Wort »Vater« verloren. Man hat den Vater gesucht in der Gegenwart und nicht in der Zukunft; im Augenblick und nicht im Ziel. Darum hat man ihn nicht mehr verstanden.

Nietzsches böses Wort von der fürsorglichen Gottheit, die alle Haare auf unserem Haupt zählt, war die Abrechnung.

Wir wollen wieder, wir wollen neu und groß beten lernen: »Vater – unser – in den Himmeln!«

Zwei Welten schauen sich an, wenn wir das indische Wort: tat twam asi! das bist du! betrachten – neben dem Wort: Vater unser.

Tief empfindet der Inder die Wesensverwandtschaft aller Wesen. In diesem Grundlebensgefühl tritt er unter die Tiere, die Pflanzen, die Sterne.

Nicht weniger tief ist die Wesensverwandtschaft, Wesensgemeinschaft empfunden in dem Wort »Vater *unser*«. Da gehören ja alle dazu, die denselben Vater haben, nicht nur die Menschen auf der Erde, sondern auch die Wesen alle *unter* dem Menschen, denen er gebietet, und die Wesen alle *über* ihm, die ihm vorangehen. Sie alle tragen das Siegel des Vaters. Auch wenn sie es nicht wissen, beten wir mit ihnen allen zusammen: Vater *unser*.

Über einem alten Bauernhof stehen die Worte:

»Kommst du zu mir, kommst du zu dir!«

Wenn wir irgendein Wesen ausschließen von dem Wort »unser«, so schließen wir uns selbst aus von dem Wort »Vater«. Wenn wir irgendein Wesen neu aufnehmen in das Wort »unser«, dann erhöhen wir für uns das Wort »Vater«. Und was wir aus dem Wort Vater mit hinübernehmen in das Wort unser, das ist unsere beste Kraft im Leben.

In dieser allumspannenden Größe aber haben wir dann *mehr* als die Inder. Stärker und klarer tritt das Einzelne, der Einzelne hervor, wenn man »wir« und »unser« sagt. Und klarer und stärker tritt die Gemeinschaft hervor, wenn wir »Vater« sagen.

Der mohammedanische Himmel ist durch Steigerung entstanden, der buddhistische durch Verneinung. Der Mohammedaner steigert die Freuden, die er schon auf der Erde findet, ins Höchste. Der Buddhist verneint die ganze Erde und alle ihre Freuden.

Wie wir uns aber den christlichen Himmel zu denken haben, lehrt uns Christus im Vaterunser aufs Klarste. Zweimal kommt das Wort Himmel vor. »Vater unser, der du bist in den Himmeln!« – »Dein Wille geschehe wie oben in den Himmeln, also auch auf Erden!« Das erste Wort sagt uns alles über das *Wesen* der Himmel: Dort ist der Vater – den wir durch Christus kennen. Das zweite Wort sagt uns alles über das *Leben* in den Himmeln: Dort geschieht der göttliche Wille – wie wir ihn an Christus erleben.

Diese beiden Worte sollten alle christlichen »Jenseitsvorstellungen« beherrschen. Dann käme kein Spiritismus auf. Sie erschließen uns auch den wahren Zugang in die Himmel schon auf der Erde.

Aber es ist in den »christlichen« Himmelsgedanken noch zu viel Mohammedanismus und Buddhismus.

Ratlos steht der Mensch von heute den Millionen Sternenwelten gegenüber, die er »entdeckt« hat. Weiß er denn etwas über sie, wenn er Zahlen nennen kann für Größe, Entfernung, Gewicht?

Würde der Mensch seine neuen Himmelskenntnisse bis in sein Gefühl hinein wirken lassen – was er glücklicherweise nicht tut –, so würden die einen täglich in Entsagung die Sterne heraufziehen sehen: »Von diesen Welten wirst du *nie* erfahren!« Die anderen, Stärkeren, würden allabendlich in helle Empörung geraten und vom »Hohn der Sterne« reden.

»Aber vielleicht nach dem Tode?«, fragt irgendwo im Innern mancher, der sich äußerlich zum Materialismus bekennt, aber noch einen Rest von Religion in sich trägt.

Es ist eine großartige Erlösung zur Menschenwürde, wenn uns die Geisteswissenschaft Rudolf Steiners³ sagt: Da oben sind nicht Sterne, sondern Geisteswelten! Du bist von ihnen nicht ausgeschlossen, denn du bist aus ihnen allen geworden! Du trägst in dir den Zugang zu ihnen allen, für die Zukunft – und schon jetzt, sobald du reif dafür bist!

Als Christus »Himmel« sagte, dachte er mit keinem Gedanken an den Himmel unserer Astronomen. Wer sich nicht hineinfinden kann, wie die ganze alte Welt die Sternenkräfte noch spürte und in ihnen göttliche Welten erlebte, wird nichts verstehen vom Leben der Alten, wird auch nicht verstehen, wie im Neuen Testament »Himmel« einmal mehr äußerlich, einmal mehr innerlich gemeint sein kann – und immer beides, und immer als *Wirklichkeit*.

Christus hat gesagt: »*die* Himmel«. *Die* Himmel ziehen uns anders aufwärts als *der* Himmel. »Der« Himmel bekommt sofort etwas Mohammedanisches. Es steht auch nicht so, dass das griechische Wort

»uranoi« im Neuen Testament nur eine äußerliche Nachbildung des hebräischen Wortes *schamaim* ist und dass beides eine Mehrzahl nennt, aber eine Einzahl *meint*. Sondern die alten Israeliten wie die ersten Christen wussten wohl von vielen Himmeln, wie auch Paulus vom dritten Himmel spricht und vom siebenten Himmel. –

Aber was wissen *wir* von »den« Himmeln? Viel mehr, als wir meinen. Ihr Widerschein liegt auf der Erde. Denken wir uns Weisheit, Heiligkeit, Güte so wesenhaft, so dicht, dass sie für höhere Geister dasselbe sind wie für uns die Luft, ja wie für uns der Leib, dann ahnen wir hinein in die Himmel. Es gibt mehr Dinge *des Himmels auf* der Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen lässt.

Wir ahnen dann, dass es Geister geben mag, die so hoch über uns stehen wie die Sonne über einer Kerze. Und eine einzige solche Ahnung macht das Leben für immer reich. Doch wir haben mit ihnen das Allerhöchste gemeinsam: den Vater. Und wir haben mit ihnen das Alltägliche gemeinsam: den göttlichen Willen.



Das Erwachen des Menschen am Morgen ist bedeutungsvoll für den ganzen Tag. Und wird es immer mehr werden. Der Mensch kann in die ersten Worte des Vaterunsers hinein erwachen. Es ist wie ein höheres Augen-Aufschlagen.

Wie erwacht der Alltagsmensch? – Er sieht um sich eine tote Welt, die ihn rätselhaft anstarrt, die ihn aber despotisch zu Mühe und Arbeit zwingt. – Der Christus-Jünger sagt: »Vater«!

Wie erwacht der Alltagsmensch? – Er weiß um sich die Menschen. Einige sind ihm gut. Die meisten sind seine Feinde. Auf der Hut sein im Kampf ums Dasein! – Der Christusfreund sagt »unser«!

Wie erwacht der Alltagsmensch? – Er erblickt vor sich das Leben. Im Grund hat es keinen Sinn. Man plagt sich eine Weile, weil man muss. Dann kommt der Tod. – Der Christusbruder sagt: »in den Himmeln«!

Es ist etwas Wundervolles, in den Himmel Christi hinein zu erwachen!

■ GEHEILIGT WERDE DEIN
NAME

Der Tag neigt sich seinem Ende zu. Das Tagewerk ist vollbracht. Vielen Menschen ist geholfen. Nun geht Christus auf einen Berg, »er selbst allein«. Langsam steigt er empor. Der Lärm des Alltags verklingt. Die Menschen, die ihn umdrängt haben, bleiben zurück. Die Luft wird rein.

Immer stiller und dunkler wird es um ihn.

Da glänzen am Himmel die Sterne auf. Einer um den anderen, das ganze Heer. Die stumme Pracht des Sternenhimmels breitet sich aus.

Was dort oben funkelt, war für Christus nicht tot. Er wusste sich gegrüßt von der Welt seines Vaters. Die Sternenheere schauen zu ihm hin wie zum Königssohn in der Ferne. Auf dem Grund seines göttlich-klaren Geistes aber spiegelt sich die Herrlichkeit des Vaters. Aus der Tiefe seiner lauterer Seele steigt es empor: die reinste und tiefste Andacht zum Vater, die je auf der Erde gelebt hat: *Geheiligt werde dein Name!*

Dürfen wir uns Christus so vorstellen? – Wir mischen unsere eigene Zeit hinein, wir wissen es. Aber die Ahnung, die an solchem Bild wach werden kann, kann die hilflose Leere erlösen, in der so oft diese Bitte gebetet worden ist. An der Ahnung erwacht die Sehnsucht: Könnte ich *einmal* in meinem Leben, nur ein einziges Mal, diese Bitte ähnlich beten, wie sie in der Seele Christi da gewesen sein mag!



Wir gehen durch die Evangelien und suchen nach Spuren, wie das Gefühl für die göttliche Heiligkeit in Christus gelebt hat.

Da begegnet uns die Erzählung von der Tempelreinigung. – Denken wir uns: *Wir* wären damals mit Christus und seinen Jüngern über den Tempelplatz in Jerusalem gegangen. Wir hätten in die Gesichter der Krämer gesehen. Wir hätten das Kreischen und Feilschen der Handelnden gehört. Wir wären von all dem gottverlassenen Lärm umbraust gewesen. Was wäre in uns vorgegangen? Mit missbilligender Miene hätten wir vielleicht gesagt: Nein, das ist doch zu arg! Das passt sich wirklich nicht an dieser heiligen Stätte!

So empfinden viele Pilger heute noch an den ehrwürdigen Stätten des Christus-Geschehens. Dann gehen sie weiter. Dann wären auch wir weitergegangen.

Auf diesem Hintergrund mögen wir die flammende Hoheit erleben, die damals aus Christus hervorbrach. Hoch schlug das heilige Feuer aus der

Seele empor und loderte göttlich in den Augen, in der Gebärde, in der Tat. Die Krämer dort spürten es und fügten sich. Wie selbstverständlich räumten sie ihren Platz, obwohl sie in der Überzahl waren, obwohl es um ihr Geld ging.

Frei, als ob es gar keine Lebensgefahr gebe; *rein*, als ob es ganz allein auf Gottes Ehre ankomme; *groß*, als ob alle Prophetengröße vereinigt wieder lebendig geworden sei: So tritt die Gottestat unter die Menschen.

Wir schauen zu und kommen gar nicht erst zu der Frage: Was soll nun aus dieser Tat weiter hervorgehen? Werden die Händler nicht nach einer Stunde wieder auf ihre alten Plätze zurückgekehrt sein? Wir fühlen nur – *die Seele der ersten Bitte*: Geheiligt werde dein Name! Wir erkennen, dass eine Offenbarungstat von dieser Größe für die Jahrhunderte da ist, nicht nur für die eine Stunde.

Ist je ein Künstler dagewesen in neunzehn Jahrhunderten des Christentums, der ein Antlitz gebildet hat, dem man diese Tat zutrauen könnte? – Wir kennen allein die Christus-Statue in Dornach.

Die Flamme dieser Tat konnte nur emporlodern aus einer Seele, die *allezeit* für Gottes Heiligkeit glühte.

In der religiösen Welt um Christus her glaubte man gerade für die göttliche Heiligkeit zu leben. Aber Christus hat für diese Welt nur ein einziges Wort, nur ein klares Nein. »Es sei denn eure Gerechtigkeit besser als der Schriftgelehrten und Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen« (Matth. 5,20).

Dieses Wort ist gesprochen worden in eine Welt hinein, deren peinliche Treue gegenüber dem göttlichen Gesetz geschichtlich niemals übertroffen worden ist. Nun aber geht über dieser Gesetzesstrenge die lichte Offenbarung wahrer Sittlichkeit auf.

»Ich aber sage euch: Wer ein Weib ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen!« (Matth. 5,28). Wer lebt in der Höhenluft dieser Reinheit?

»Jeder, der mit seinem Bruder zürnt« (Matth. 5,22), hat sich des Totschlags schuldig gemacht! Wer trägt eine Seele in sich, die in Wahrheit so auch nur sprechen kann?

»Bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen, auf dass ihr seid Kinder eures Vaters im Himmel!« (Matth. 5,44). – Viele spätere Menschen haben sich Mühe gegeben, diesem Wort Christi nachzuleben, mit

Selbstüberwindung. Aber wo ist je wieder die Reinheit und Freiheit erschienen, die dies alles unter dem wolkenlos klaren Himmel Gottes vollbringt mit Freuden? Wo ist die neue Welt, in der dies alles ganz natürlich ist? –

Wenn *wir* in unserer Zeit nicht diese sonnenhelle Gottesfreude in der Seele Christi entdecken, so werden nach Jahrhunderten andere Menschen kommen und sagen: Wo haben die Menschen damals nur ihre Augen gehabt, dass sie dies alles gar nicht gesehen haben?

Und Christus hat ja gesagt: »Ich heilige mich selbst *für* sie, auf dass *auch* sie geheiligt seien in der Wahrheit!«

Wer den Gottesnamen Jao ausspricht, der soll sterben durch den Saft des Pfirsichkerns! So forderte das ägyptische Priestergebot. Den furchtbaren Cyan-Tod ließ man einen Menschen sterben, der die reinen Laute des göttlichen Namens mit seinem Mund zu berühren wagte.

In Israel stieg der Gottesname Jao durch das hinzugefügte e erst ganz hernieder auf die Erde: Jahweh. Aber nur *einer* unter allen Tausenden des Volkes durfte diesen Gottesnamen aussprechen: der Hohepriester. Und nur einmal im Jahr: am großen Versöhnungstag. Und nur an einem *einzigem* Ort: im Allerheiligsten des Tempels. Und nur unter einer Bedingung: nach Entsühnung des ganzen Volkes.

So hat man einst die Menschen dazu erzogen, die göttliche Heiligkeit zu empfinden.

Wer die Geschichte der alten Gottesnamen auf sich wirken lässt und einen Sinn in sich erwecken kann für die Offenbarungskraft der Laute, der kann es verstehen, wie der Name Gottes in vergangenen Zeiten als die Wohnung des Gottes selbst empfunden wurde. Die Götter der Alten waren ja keine Fantasiegebilde. Und schon die Laute ihrer Namen waren erfüllt von Offenbarung. Aus seinem Namen heraus schaute der Gott heilig auf die Menschen herab.

Die Ägypter hatten für die Sonne das Wort »Re«. Aber die chaldäischen Schreiber schrieben dafür noch wie in Lebensfarben: »Ria«. – Welche sichere Vertonung des Sonnenaufgangs!

In Indien erlebte man in den Lauten »Diu« das Aufleuchten des

Himmelslichts über die dunkle Erde hin. In den Worten Zeus, deus, dieu hat zwar nicht mehr das Erlebnis, aber der Name weitergelebt.

Der nordische Kulturkreis erlebte die Gottheit vor allem in dem schöpferischen Laut I. Er sah sie in den wechselnden Namen AI, EI, IL, OL, UI durch die Vokale, durch die Seelenstimmungen, durch die Jahreszeiten wandeln.

Aus noch fernerer Zeiten dringt der uralte Gottesname Tao zu uns herüber, aus China wie aus Amerika. Er leuchtet sich auf in den östlichen Ländern, mit dem Aufkommen des Ich-Gefühls, zu Jao. Er entartet im Westen zu Taotl.

Welches aber mögen die Laute gewesen sein, in denen der Gottesname im Mund Christi erklang? Ist es vergessen worden von der Menschheit für immer?

Es fehlt glücklicherweise nicht an einer sicheren Vermutungsspur. In der Gethsemane-Erzählung ist uns das Wort erhalten: *Abba*. Und zweimal gebraucht auch Paulus noch dieses Wort, immer so bedeutsam, dass wir vermuten dürfen, er deutet auf den Anfang des Vaterunsers hin (Röm. 8,15; Gal. 4,6).

Das a ist der Laut der einen Wirklichkeit. Das b ist der Laut des Bergens, Bettens, Behütens. Wie wunderbar drücken diese Laute den Vater Jesu Christi aus! *Abba*! Hören wir den mohammedanischen Gottesnamen Allah daneben, so ist Allah der *Schöpfer* des Alls, *Abba* der *Vater* des Alls. Das entspricht aufs Vollkommenste dem Unterschied zwischen dem alttestamentlich-islamitischen Geist und dem neutestamentlich-christlichen Geist. – Wie unlebendig sind dagegen unsere Gottesnamen! Es ist, als seien wir geschichtlich ganz abgedrängt von der Geisteshilfe der Laute – damit wir auf anderen Wegen durch die Kraft der Innerlichkeit uns wieder zu Gott erheben.

Aber wie wenig Empfindungsinhalt ist heute da, wenn die Menschen den göttlichen Namen in den Mund nehmen! Ihre eigenen Gedanken und Wünsche reden im Gebet miteinander, und nur von fern fällt ein schwacher Schatten von Gott herein. Und wie leicht läuft das Wort »Gott« über die Lippen! Wie wenig ist den Menschen danach zumute, sich erst wochenlang in der Einsamkeit reinigen zu müssen, wenn sie dieses Wort aussprechen wollen! Wie unempfänglich sind die Menschen für die heillose Befleckung, in der das Wort »Gott« erklingt aus dem Mund von Menschen, die sich nicht reinigen wollen!

Christus hat uns den Namen *Vater* für Gott auf die Lippen gelegt. Unmittelbar darauf aber lässt er die Bitte folgen: *Geheiligt* werde dein Name!

Doch die Menschen haben aus dem Vaternamen die Vertraulichkeit eines gemütlichen Familienlebens herausgehört. Und auch Luthers Katechismus lässt nur diesen einen Ton anklingen: »wie die lieben Kinder ihren lieben Vater«.

Der Geist der ersten Bitte ist nicht da.

Wenn der Mensch der Gegenwart noch irgendwo zu einer Ahnung kommen kann von dem heiligen Namen Gottes, so ist es am Sternenhimmel, wie er sich Abend für Abend über ihm wölbt. Wohl hat dem modernen Menschen die astronomische Wissenschaft manchen holden Wahn zerstört. Wohl sucht ihm der Großstadtrauch den Anblick auch dieser Herrlichkeit zu verhüllen. Aber immer noch »erzählen die Himmel die Ehre Gottes«. In der unwandelbaren, überlegenen Treue, mit der die Gestirne ihre stillen Wege dahinziehen, strahlt ein Schimmer der göttlichen Heiligkeit auch in die heutige Welt herein.

Berühmt ist das Wort Kants: »Zwei Dinge erfüllen das Gemüt des Menschen mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht: der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.« Dieses Doppelwort Kants klingt harmonisch zusammen mit dem Doppelwort Goethes: »Große Gedanken und ein reines Herz, das ist's, was wir uns von Gott erbitten sollten.«

Zwar kommt uns alsbald zum Bewusstsein: »Das moralische Gesetz in mir« ist seit jener Zeit an Glanz verblichen. Es wird lange nicht mehr als eine so erhabene Offenbarung erfahren, dass es mit derselben Ehrfurcht wie der Sternenhimmel empfunden würde. Aber »der gestirnte Himmel über mir«: Davon ist noch ein heiliger Eindruck da.

So hat auch Peter Cornelius, als er seine Vaterunser-Lieder schuf und nach Worten und Tönen für die erste Bitte suchte, zum Sternenhimmel emporgeschaut:

»Die Sterne tönen ewig hohe Weisen
Im Wunderklang.

Und Wunderklang und hellen Psalmensang
Gabst du auch meiner Seele, dich zu preisen.«

Und selbst der alte Heide Gottfried Keller ist vor dem Sternenhimmel still
geworden.

»Der letzte leise Schmerz und Spott
Verschwindet aus des Herzens Grund;
Es ist, als tät der alte Gott
Mir endlich seinen Namen kund.«

»Endlich!« –

Am Sternenhimmel kann der Mensch der Gegenwart immer noch am
Ersten eine Ahnung gewinnen, wie er eigentlich *überall* im Weltall mitten im
Erklingen des hehren göttlichen Namens wohnen sollte.

Die erste Bitte enthüllt uns in Wahrheit die letzten Weltenziele. –

In der allertiefsten Verborgenheit wohnt der allwaltende Vatergott. Nichts
von allen unseren Namen und Worten umfasst ihn. Er ist immer dahinter und
darüber. Nicht einmal das Wort »er existiert« trifft die volle Wahrheit. Er
»subsistiert«: Allem, was ins Leben tritt, liegt er »zugrunde«. »Der Grund«,
in jedem Sinn des Wortes: Das deutet auf ihn hin. Er ist überall gegenwärtig
und wohnt doch im tiefsten Geheimnis. In innerster Erschütterung haben die
Menschen oft dieses allgegenwärtige Geheimnis empfunden, das immer da
ist und immer verborgen.

Aber »Gott« ist aus der Verborgenheit herausgetreten. Er hat seinen
Namen kundgetan. Die ganze Welt, die sichtbare und die unsichtbare: Das
war sein Name. Das Weltall, das wir kennen und das wir nicht kennen, das
wir sehen und das wir nicht sehen: Darin hat er in aller Großartigkeit und
Fülle seinen »Namen« ausgesprochen. Anders konnte er sich nicht nennen.

Doch dieser göttliche Name ist für die Menschen verdunkelt. Keine
Inschrift, der die Gelehrten ihren Scharfsinn zuwenden, ist so entstellt, so bis
zur Unkenntlichkeit verwischt und verwittert wie der göttliche Name in der
Schöpfung. Wohl beteten die Menschen in allen Sprachen: Geheiligt werde
dein Name! Aber im großen Weltall vermochten sie den göttlichen Namen

immer weniger zu lesen.

Ins Wort, mit dem Gott genannt wurde, begann sich der göttliche Name zurückzuziehen. Das Wort, das lebendige Wort war noch die Stätte, wo Geisteswelt und Sinnenwelt sich berührten. Das Wort war das Geistigste in der Sinnenwelt und darum die Sinnlichwerdung des Geistes. Aber auch aus dem Wort begann die göttliche Größe sich zurückzuziehen. Das Wort begann immer mehr zur leeren Wortschale zu werden.

Da kam Christus: »Ich habe ihnen deinen Namen kundgetan« (Joh. 17,26). So spricht er am Ende seines Lebens den Sinn seines ganzen Werkes aus. Meinte er nur den Vaternamen, den er den Menschen gebracht hatte? Nur dann sind wir auf der Höhe des Johannes-Evangeliums, wenn wir erkennen: *Christus selbst* ist der göttliche Name. Er ist das ausgesprochene »Wort« Gottes. So nennt ihn der Evangelist von Anfang an, als er nach menschlichen Gedanken suchte, die ihn fassen können. In Christus sprach sich Gott vollmenschlich aus, als er in anderer Sprache die Ohren und Herzen der Menschen nicht mehr erreichte. »Nie hat ein Mensch Gott mit Augen geschaut; der eingeborene Sohn, der im Herzen des Weltenvaters war, er hat es ans Licht gebracht« (Joh. 1,18).

Den göttlichen *Namen* heiligen heißt *Christus* heiligen. Was aber heißt: *heiligen*? *Ihn sein lassen, der er ist*. Für ihn *da sein*, sodass er *in uns sich selbst aussprechen kann*. Dies bedeutet nichts Geringeres als eine neue Menschwerdung. Und dann geht aus dem neuen Menschen eine neue Welt hervor. Der Mensch gibt allen Dingen ihren göttlichen Namen zurück. Das kann er nur, wenn in ihm der reinste Geist mit größter Hingebungskraft lebendig ist. Das heißt: wenn Christus in ihm ist, auch wo sein Name nicht genannt wird.

Einst im Paradies, so wird erzählt, gab der Mensch allen Wesen ihren irdischen Namen. Nun gibt er allen Dingen ihren *göttlichen* Namen. Der erloschene göttliche Name, der allen Dingen innewohnt, will im Geist des Menschen aufleuchten.

Mit diesen Worten ist die gesamte Aufgabe des Menschen auf der Erde umfasst. Alle Wissenschaft, alle Kunst, alles praktische Handeln. Nirgends kann es ein anderes Ziel geben, wie immer man auch es nennen mag, als dies: das Göttliche des Weltalls aufstrahlen zu lassen im Geist des Menschen.

Damit der Mensch dies vermag, muss er sich selbst »heiligen«. Das ist das Ziel aller Religion. Das ist Religion im größten Stil: »Wiederverbindung« mit

Gott. Auch uns Menschen ist ein göttlicher Name gegeben. Ihn zu finden, ihn in der Welt aufleuchten zu lassen, das ist unsere letzte und höchste Aufgabe.

Das Endziel aber ist, dass die ganze Schöpfung aufstrahlt als ein einziger göttlicher Name, durch den der Weltenvater sich vollkommen ausspricht.

Die erste Bitte stellt das höchste Weltenziel vor uns auf. In dieser Größe will sie gebetet sein.

In der Geistesgeschichte gibt es zwei Worte, die von der Verwandtschaft gerade des deutschen Geistes mit der ersten Bitte zu uns sprechen.

»Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.« – Man kann nicht zweifeln, dass Goethe in diesem Wort seine höchste Lebensweisheit ausgesprochen hat. Sicher hat er in diesem Augenblick nicht an die erste Bitte des Vaterunsers gedacht. Und doch ist sein Wort die schönste Auslegung der ersten Bitte geworden. Gott »anerkennen« – dieses Wort, in seinem vollen Gehalt genommen, bringt uns in die Nähe des Christus-Wortes: »Das ist das ewige Leben, dass sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen« (Joh. 17,3).

Zum größten deutschen Dichter, Goethe, tritt der größte deutsche Denker, Hegel. Hat der Dichter die subjektive Seite einer großzügigen Erfüllung der ersten Bitte ausgesprochen, so der Denker die objektive Seite. Das Wort Schillers »Aus dem Kelch des ganzen Wesenreiches schäumt ihm die Unendlichkeit« hat Hegel an den Schluss seines Hauptwerkes, der »Phänomenologie des Geistes«, gestellt, in charakteristisch verändertem Wortlaut: »Aus dem Kelche dieses Geisterreiches schäumt ihm seine Unendlichkeit.« –

Großes Glück kann uns erfüllen, wenn wir die erste Bitte des Vaterunsers wiedererkennen, wie sie nun emporsteigt aus dem Geist dieser Großen, frei von allem, was noch an Enge sich in die Kirchenerklärungen eingedrängt hatte, groß und mächtig über uns aufsteigend als das Geistesziel der Menschheit.

Während so ein neues, großartiges Verständnis der ersten Bitte aufgewacht

ist, außerhalb der Kirchen, geht die protestantische Theologie weithin den Weg wieder zurück zu der Stätte, von der einst das christliche Europa ausgegangen ist. Sie opfert wieder am Altar des »unbekannten Gottes«.

Wohl wird in der herrschenden Theologie die göttliche Offenbarung in Christus kräftig in den Mittelpunkt gestellt. Aber wenn sie eng und streng eingeschränkt wird nur auf das geschichtliche Bibelwort, so ist der Weg zu einem großzügigen Verständnis der ersten Bitte in einem neuen weltallweiten Beten verbaut.

Viele Theologen reden noch unbestimmter von dem »ganz Anderen«. Nur im Gefühl des inneren Erschauerns und des Angezogenwerdens ist für sie der unergründliche Gott in der Seele noch da.

Wieder andere, einst Theologen, reden heute wie Christoph Schrempf von den seltenen Augenblicken, in denen eine überirdische Macht im Leben sich dunkel spürbar macht, etwas »Dämonisches«, für das wir keine Worte mehr haben und haben dürfen. Das allein sei zu allen Zeiten Religion gewesen. Oder sie schreiben wie Paul Göhre sogar ein Buch über den »Unbekannten Gott«, in dem von Gott nur noch seine völlige Verborgenheit übrig bleibt.

Zusehends droht der göttliche Name heute selbst der Theologie verloren zu gehen.

In dieser Weltenstunde, in der Theologen der Menschheit solche Wege vorangehen, kann die erste Bitte gerade in neuem, weltüberleuchtendem Glanz zur Geistesbitte aller höchststrebenden Menschen werden.



Es gibt einen alten Alchimisten-Glauben: Wenn man von einem Ding seinen geheimen Namen wisse, dann könne man es gebrauchen und beherrschen. Eine solche Anschauung, wenn sie nicht abergläubisch-magisch verstanden wird, rührt an tiefste Weltwahrheiten.

Beten wir über einem Menschen die erste Bitte: Geheiligt werde dein Name! – dann kann eine Ahnung in uns lebendig werden von dem, was aus diesem Menschen einmal werden kann. Wir beginnen *den* Namen des Menschen zu entziffern, der im Himmel geschrieben ist. Und dann können wir ihm in höherem Sinn helfen und ihm wahrhaft wohl tun.

Auch uns selbst kann diese Bitte allmählich entsiegeln. Wir sind ja selbst ein geheimer göttlicher Name.


In doppeltem Sinn. – In den Menschen hat der Vatergott sein ganzes göttliches Wesen hineingeschrieben. Er hat ihn »zu seinem Ebenbild« gemacht; so hat man früher geredet. Er ist ein Mikrokosmos im Makrokosmos; so hat man später gesagt. Der Mensch trägt das ganze Weltall in sich, wie er die ganze Menschengeschichte in sich trägt. Ein großartiges Erlebnis kann es sein, wenn man dies durch die Geisteswissenschaft Rudolf Steiners bis ins Einzelne entdecken kann.

Dann wird der Mensch dessen gewiss, dass er zu allen Geheimnissen der großen Gotteswelt den Schlüssel in sich selber trägt, ja dass er selbst der Schlüssel ist.

Wenn Goethe einer Forschungsart zugetan war, bei der er sich selbst immer mehr zu einem selbstlos reinen Spiegel der Erscheinungen machte, indem er die Dinge sich selbst aussprechen ließ in seinem Geist und dem göttlichen Lebenswort in ihnen zuhörte, so war er auf dem Wege zur Menschheitszukunft weiter als eine Gelehrsamkeit, die nur Tatsachen sammelt und Gesetze sucht. Und Goethe zeigte auch, in welcher völlig wahren, offenen, freien Geisteshaltung man solches Forschen üben kann, ohne vorzeitige Einmischung von Gefühl und Wille, mögen sie sich noch so fromm dünken. Goethe war sich bewusst, auf seinem Wege niemals aus der Wirklichkeit herauszufallen, sondern nur immer tiefer in die wahre Wirklichkeit einzugehen.

Selbsterziehung – religiös gesprochen: Heiligung – wird für ein solches Forschen und Denken immer unerlässlicher werden. Denn näher und näher kommt solchem Forschen das Gebiet, wo Weisheit und Heiligkeit beieinander wohnen. Wird der ganze Mensch selbst mit allen seinen noch verborgenen Fähigkeiten zum reinen Forschungsapparat, dann erst tun ihm die Dinge immer mehr ihren Namen kund. Der göttliche Name im Menschen ruft den göttlichen Namen in den Dingen. Und es erfolgt Antwort. Denn Welt und Mensch sind urverwandt.

Ist aber so *der Mensch an sich* in grandioser Weise der göttliche Name im Weltall, so ist auch wieder *jeder einzelne Mensch* ein besonderer göttlicher Name. Mit aller Kraft können wir an uns selbst denken bei der Bitte: Geheiligt werde dein Name! In der Glut, mit der diese Bitte gebetet werden kann, schmilzt alles Verdunkelnde, Verunreinigende ab. Eine innere Säuberung tritt ein. Zu einem höchsten Reinlichkeitsgefühl wachsen wir heran, sodass alles Unreine von innen her abgestoßen wird. –



Es ist uns Menschen verliehen, dass wir »Ich« sagen dürfen. Aber »Ich« ist auch ein Gottesname. »Ich bin der Ichbin«, so hat sich Jahweh dem Moses selbst genannt. Und Christus hat das »Ich bin« auch als seine umfassende Offenbarung ausgesprochen. Glaubt, dass »Ich bin« (Joh. 8,24).

Hier, im Innersten, ist zu beginnen. Durch unser »Ich bin«, das wir hindurchsprechen durch alle unsere Worte und Taten, kann hindurchklingen das »Ich bin« Christi und durch das »Ich bin« Christi das »Ich bin« des göttlichen Vaters.

Das ist die wahre Heiligung des Namens Gottes.

Eine alte Form der zweiten Bitte lautet: »Dein Heiliger Geist komme über uns und reinige uns!«⁴

■ DEIN REICH KOMME ZU UNS

Am Ufer des Galiläischen Meeres drängen sich die Menschen. Ein neuer Prophet ist von Gott gekommen. Aufatmen geht durch das gedrückte Volk. Soll endlich die große Rettung kommen aus hundertfältiger Not? Die große Rettung, die seit Jahrhunderten verheißen ist? Aus »Vollmacht«, so sagt man, spricht er und verkündigt in zuversichtlichen Worten das nahe Gottesreich. Schon sind Tausende zu neuer Lebenshoffnung erwacht. –

Da kommt Christus vom Hügel herab. Seine Jünger umgeben ihn. Auf der Menge ruht sein Auge, wie sie mit aller Erwartung der menschlichen Seele ihm entgegenharrt. Und in seinem Auge erglüht das tiefste Mitgefühl mit der Menschheit. Aber hinter dem Mitgefühl sieht man noch ein anderes Leuchten. Das göttliche Reich selbst, der Himmel kommt zu ihnen. Durch diese Augen leuchtet eine ganze göttliche Welt in die Erdenwelt hinein.

Und nun hebt er an zu sprechen. Überirdisches Feuer beginnt überzuströmen und sich in Licht und in Wärme über die Menschenseele zu ergießen. Die lichte Freude des Gottesreichs und der gebieterische Ernst, die gütvolle Einladung des Vaters und sein göttlicher Schmerz – das alles brandet heran an die Menschen. Und die Menschen horchen, horchen mit Tiefen, in die noch nie ein Laut gedrungen ist, hören Worte, die sie verstehen wie den Alltag und an denen sie doch zu ergründen haben wie an der Ewigkeit. –

Wer sich zu versetzen versucht in die Christus-Seele, wie sie dort aufflammt in Mitgefühl mit der leidgeplagten Menschheit, wie sie überwallt in göttlichem Helferwillen, wie sie ein überirdisches Reich hineinstrahlt in die Erdennöte – der wohnt im Herzen der zweiten Bitte: »Dein Reich komme zu uns!« –

Einst war ein Großer über die Erde gegangen und hatte mit ruhevoller Weisheit die Menschen fortgerufen von der Erde: »Vernichtet ist die Geburt, vollendet der heilige Wandel, getan die Pflicht, nicht mehr ist diese Welt!« Nun lehrt ein Größerer als Buddha die Erde segnen mit dem Gebet: »Dein Reich komme zu uns!« Und seine göttliche Seele glänzt auf in dem Wort: »Ein Feuer kam ich zu werfen über die Erde hin, und wie wollte ich, es wäre schon entflammt!« (Luk. 12,49).

Aber hat Christus nicht doch ein *äußeres* Gottesreich verheißen? Verkündete

er nicht, dass es unmittelbar bevorsteht? Ist diese Verkündigung nicht offenkundig eine große Täuschung gewesen?

Heute sehen wir klar, dass man den aufkommenden Materialismus, der damals schon unter den Israeliten mächtig emporgeschossen war, allzu voreilig in Christus hineingedeutet hat, obwohl überall aus seinen Reden und Gleichnissen eine völlig andere Welt uns anblickt. Wo immer der Mann den »Schatz im Acker« findet und »geht hin vor Freuden und verkauft alles, was er hat, und kauft den Acker« (Matth. 13) – *da ist* das Gottesreich. Wo immer das Senfkorn wächst, noch ganz klein unter allen Gartengewächsen, aber mit der Wachstumskraft einer großen Zukunft – *da ist* das Gottesreich. Ja, wo immer ein Mensch guten Samen auf seinen Acker sät – *da ist* das Gottesreich.

Geistige Wirklichkeiten können für einen Menschen nicht nur ebenso wichtig, sondern ebenso wahrnehmbar sein wie sichtbare Dinge. Das kann man heute nicht mehr verstehen. Und darum ist Christus ein Rätsel. Selbst wenn Christus nahe Katastrophen äußerer Art erwartet *hätte*, die Hauptfrage wäre auch dann: *Was für ein Gottesreich* ist es, das er verkündete? Und sowie man darüber nachdenkt, erkennt man auch: Dies Reich *kann* ja durch äußere Katastrophen *niemals* kommen! So gewinnt das Wort, in dem der Kampf gegen den auch das Christentum bedrohenden Materialismus so klar wie nur möglich aufgenommen ist, zentrale Bedeutung: »Das Reich Gottes kommt nicht mit äußeren Gebärden; man wird auch nicht sagen: Sieh, hier oder da ist es; denn siehe, das Reich Gottes ist inwendig in euch!« (Luk. 17,20f.) Das ist ein echtes Christus-Wort, das nie erfunden worden wäre. Und deutlicher kann man es nicht sagen.

Den Menschen, die wirklich im Geistigen lebten, war es immer sicher, dass eine innere Wirklichkeit auch nach außen sichtbar werden wird. Das Alte *muss* untergehen: Das Neue ist im Aufgang. *Dies* ist das Entscheidende.

Was ist denn nun das »Reich der Himmel«, wie Christus es verkündigt, das »Gotteskönigtum«? Kann man es mit wenig Worten sagen?

Man kann es mit einem *einzigem* Wort sagen: *Christus*. Das »Himmelreich« ist eine solche Welt, wie Christus ein *Mensch* ist. Eine Welt im Großen, wie Christus eine Welt in sich selbst ist. Eine Welt, in der

Christus mit seinem Geist alles durchdringt.

Alles andere, was man darüber sagen mag, umfasst nicht das Ganze und trifft nicht das Innerste.

Darum ist dieses Reich immer im Kommen und ist immer schon da. Denken wir an Christus, so denken wir an das Gottesreich. Dein Reich komme zu uns! heißt durchaus nichts anderes als: Christus komme zu uns!

So ist es völlig verständlich, dass im Johannes-Evangelium Christus selten vom »Reich« spricht, aber statt Reich: »Ich« sagt. Das »Ich« Christi ist für Johannes das ganze Evangelium. Im »Ich« Christi ist »der Vater« zu den Menschen gekommen. – An das »Ich« Christi sich innerlich anschließen – das ist die große Rettung, das göttliche Heil. »Wer mich sieht, der sieht den Vater« (Joh. 12,45 und 49). »Ich und der Vater sind eins« (Joh. 10,30).

Oft haben große Dichter gewünscht, dass man durch alles Einzelne, was sie sagen, hindurchblicke auf ihr Wesen. Das Goethe-Wort, alle seine Werke seien »Bruchstücke einer großen Konfession«, findet, auf Christus angewendet, die großartigste Erfüllung. Und das Bekenntnis Conrad Ferdinand Meyers: »In meinem Wesen und Gedicht allüberall ist Firnelicht, das große, stille Leuchten« – gilt erst recht in noch höherem Sinn von den Worten und Taten Christi. Wenn wir die Gleichnisse Christi lesen und kommen an Worte wie dieses: »Er ging hin vor Freuden und verkaufte alles, was er hatte« (Matth. 13,44) oder an das Wort: »Da er noch fern war, sah ihn sein Vater, und es jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals und küsste ihn« (Luk. 15,20) – kann es uns so ergehen, dass wir auf einmal ein inneres Leuchten sehen, wie wir es noch nicht gesehen haben, und in diesem Licht sehen wir hinein in eine höhere Welt.

Eine große Erlösung kann es werden, vor allem für junge Menschen, wenn es ihnen eines Tages aufgeht: Die Verkündigung Christi ist ja zentral gar nicht Sünde und Gnade, auch nicht Frieden und Seligkeit, sondern: *das Reich*. Und dieses Reich ist ein Ich, ein neues, mit einem göttlichen Inhalt erfülltes Ich. Da ist nicht bloß Trost für Bekümmerte, die mit dem Leben nicht fertig werden, da ist Ziel und Ideal für alle. Aktiv, heroisch ist die Verkündigung

Christi vom »Reich« in die Welt hineingegangen. Sie rief die Menschen zu Kämpfern auf.

Kein Welteroberer hat je für ein so großes Ziel gekämpft wie Christus. Und kein Weltverbesserer hat je so *groß* für sein Ziel gekämpft wie Christus. In seinem Wort ist immer Kampf. In seiner Tat ist immer Kampf. Da entdecken wir voll Freude, wie er entgegenggeht, in unbeschreiblicher Majestät, dem alten Feind des Menschengeschlechts, dem Tod. Da erkennen wir, wie er in der Bergpredigt mit Jubelrufen eines neuen Lebens in die müde Menschheit hineinspricht, wie er das Alte umzustürzen sucht durch Posaunenklänge einer neu heraufziehenden Welt. Selbst das Wort: »So dir jemand einen Streich gibt auf die rechte Wange, dem biete auch die linke dar« (Matth. 5,39) ist völlig missverstanden, wenn man meint, da ducke sich ein Schwächling. Hier tritt die vollendete Größe und Güte überlegen dem Feind entgegen. Sie »re-agierte« nicht mehr, sondern begegnet jedem Angriff nur mit umso mächtigerer Offenbarung des eigenen Wesens. Dieses Wort ist zum inneren Hören da, nicht zum äußeren Befolgen. Oder, *wenn* äußerlich befolgen, dann so, wie Christus selbst es befolgt hat (Joh. 18,23). – Wir sehen ihn vor allem auch am Kreuz, wie er allem Ansturm der Finsternmächte nur eine umso strahlendere Offenbarung seines eigenen Wesens entgegensetzen hat.

Da zieht Christus »hinauf nach Jerusalem«. Die ganze gesammelte Macht seiner Feinde fordert er heraus. Seine Jünger »entsetzten sich«. Der Zug Luthers nach Worms war gewiss großartig. Ein begeisterndes Ereignis der deutschen Geschichte. Luther wollte seinen Gegnern unter Lebensgefahr offen Rede stehen. Christus trug selbst die Entscheidung hinein in die Hauptstadt seiner Feinde. Luther war bereit, sich für sein Gewissen verbrennen zu lassen. Christus war entschlossen, durch den Tod durchzubrechen zu einer neuen Welt. Luther vertraute zuversichtlich dem göttlichen Walten. Christus fordert als Vollmachträger des höchsten Gottes alle Macht, Klugheit, Bosheit seiner Widersacher heraus zum Weltentscheidungskampf. Wenn wir ihm zusehen – alles Große und Gute in uns will mit!

An solchem Bild sollten wir die Größe des Kampfes für das Gottesreich erleben. An solchem Bild könnten wir uns in die zweite Bitte einleben: Dein Reich komme zu uns!

Der römische Katholizismus von heute hat die Zeitbedeutung dieser Bitte gefühlt. Darum wurde vom Papst das »Christ-Königs-Fest« eingesetzt und mit allem Nachdruck empfohlen. Christus der König der ganzen Welt!

Damit ist an die breiteste Öffentlichkeit getreten, was die besondere Seele des Jesuitenordens schon seit Jahrhunderten war. In seinen Exerzitien stellt sich jeder Jesuit zum Schluss vor eine hohe Wahl. Er belebt das Bild in sich, wie in Babylon Luzifer thront mit seinen Scharen in glänzender Machtfülle. Ihm gegenüber in Jerusalem sammelt Christus seine Kämpfer. Eine vollbewusste Entscheidung für Christus wird getroffen. Wieder und wieder lebt sich jeder Jesuit in dieses eindrucksmächtige Bild ein. So fühlt er sich als geschworener und geweihter Streiter für das Gottesreich. Daraus zieht er seine kämpferische Kraft.

Eine voll bewusste, immer wiederholte Entscheidung zum Kampf für Christus und sein Reich kann ungeahnten Aufschwung ins Leben bringen. Nur darf nicht unversehens der Papst an die Stelle Christi und die römische Kirche an die Stelle des Reiches treten. Der überirdische Christus und sein zukünftiges Reich müssen licht vor der Seele stehen.

Zwei Gefahren drohen da. Oft hat man vorzeitig den »Gottesstaat« aufrichten wollen. So geschah es von den Jesuiten in Paraguay. So geschah es, in anderer Weise, von den Reformierten in Genf. Beides konnte nicht bestehen. Man glaubte Früchte pflücken zu können, wo die Sonne noch scheinen musste.

Ist dies die ahrimanische Verkehrung der zweiten Bitte, wenn man einen Gottesstaat äußerlich aufrichten will, so ist die luziferische Verkehrung dort, wo man umgekehrt aus der Welt sich selbst herausnimmt, um in kleinem Kreis, unbelästigt durch die übrige Menschheit, das Gottesreich über dem Erdengeschehen zu pflegen. Manche mönchische Gemeinschaft auf katholischer Seite, manche Sektengemeinschaft auf evangelischer Seite ist dieser Gefahr nicht entgangen.

Immer wieder sind sie gekommen, die beiden Gefahren, und bedrohen uns auch heute. Die zweite Bitte im Sinn Christi lebt nur, wo weltumschaffende Größe und selbstüberwindende Geduld sich einen.

Dass heute für die zweite Bitte eine neue Zeit heraufgezogen ist, kann man auch aus den weltlichen Idealen ersehen, die viele Gemüter in ihren Bann geschlagen haben. Wir nennen hier nur eines: den »Zukunftsstaat«.

Wie viele Träume sind von diesem Zukunftsstaat geträumt worden! Wie viel Begeisterung und Opferkraft ist ihm dargebracht worden! Wie viel bittere Enttäuschung ist an ihm erlebt worden!

Sehnsucht nach dem »Reich«! Aber das Wort »dein« ist vergessen.

Noch ist es durchaus nicht unzeitgemäß, daran zu erinnern, dass klarblickende Geister des vergangenen Jahrhunderts lange vorher durchschaut haben, wohin das Streben nach diesem äußerlichen Zivilisationsstaat sozialistischen Charakters führen muss. Drei so grundverschiedene und so unkirchliche Geister wie der russische Revolutionär Alexander Herzen, der englische Logiker John Stuart Mill, der deutsche Dichter-Philosoph Friedrich Nietzsche haben alle drei das Wort ausgesprochen: Das gibt ein neues Chinesentum. Wird nicht von innen her ebenso stark die Menschheit gefördert wie von außen her beglückt, dann entsteht im günstigsten Fall eine äußerlich geordnete, aber innerlich entleerte Menschengesellschaft, ein äußerlich tadelloses, aber innerlich trostloses Menschenleben.

Dagegen gilt es, alle klar Blickenden und stark Wollenden aufzuwecken für den wahren Geist der zweiten Bitte: Dein Reich komme zu uns!

Da muss freilich die Unchristlichkeit dieses engen, schwächlichen Christentums entlarvt werden, das so oft starkmutigen Menschen Christus selbst verdunkelt und verleidet hat.


»Dass ich in den Himmel komm!« So lehrt man kleine Kinder beten. Und nicht einmal *sie* sollte man so beten lehren. Christus hat uns ein anderes Gebet auf die Lippen gelegt: Dein Reich komme zu uns!

Weil die Christen selbst so schwächlich von sich dachten, darum hat man dann von außen her das Wort gehört: »Das Christentum gehört hinein ins Herz! In der Welt hat es nichts zu sagen!« – Da müsste das Christentum schon den letzten Rest vom Geist Christi verloren haben, wenn es sich so wie ein schwach gewordener Greis ins Altenstübchen sperren ließe.

Ist dies falsch verstandene »*Herzenschristentum*« offenkundig die

luziferische Gefahr, so sehen wir die *ahrimanische* Gefahr in einem falsch verstandenen »*Tatchristentum*«, in einer äußerlichen Betriebsamkeit, die da meint: Blätter verteilen, Vereine gründen, Versammlungen halten, das sei die wahre Arbeit für das Reich Gottes. Damit hat man zum Überdruß die Menschen bedrängt, aber nicht bekehrt und noch weniger begeistert.

Eine Arbeit für das Reich Gottes, die in unsere Zeit eingreifen will, muss michaelischen Charakter an sich tragen, muss dem »Christlichen Ritter« Albrecht Dürers ähnlich sehen. Als Christus seine Jünger aussandte, der Menschheit das Reich Gottes zu bringen, da hat er zu Kämpfern gesprochen.



Immer schlummerte in den Deutschen die Sehnsucht nach dem »Reich«.

Jahrhundertlang zogen die deutschen Kaiser mit ihren Heeren über die Alpen, ließen das Reich, das sie zu Hause hätten in Frieden haben können, verwahrlosen und suchten eine ferne Welt. Dem »Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation« galten durch Jahrhunderte die deutschen Träume.

Wiederum war es die Sehnsucht des vorigen Jahrhunderts, das Deutsche Reich erstehen zu sehen aus den Trümmern der kleinen Staaten.

Dann war es wieder »das Reich«, dem viel edle, wenn auch irregeleitete Begeisterung und Opferkraft geweiht wurden.

Nicht als ob es *nur* die Deutschen wären. Auch Dschingis Khan schuf ein großes Reich, von Caesar und Napoleon gar nicht zu reden. Aber bei den Deutschen wob sich in die Sehnsucht nach dem Reich immer ein rätselvoller Zug nach dem Übersinnlichen.

Zunächst war es das Reich *ultra montes*, über den *Bergen*, das die deutsche Sehnsucht zog – wie schon in der Völkerwanderung der dunkle Drang über die Berge führte. In die Hoffnungen des zweiten Reiches mischte sich der Zug über die *See*. Eine Weltfriedensmission wünschte sich der deutsche Kaiser. Ein Schein von religiöser Verehrung seiner Getreuen umhüllte seine Gestalt. Dann aber suchte man das neue Deutschland, das »ewige Deutschland«, über der *Zeit*.

In diese Welt hinein erklingt mit Macht die Bitte: *Dein* Reich komme zu uns! Jedem Reich fehlt das Beste, wenn diese Bitte nicht in tausend Herzen lebendig ist. Sie allein schützt wirklich vor der Gefahr, die Nietzsche mit dem bösen Wort beschrieb: Exstirpation des deutschen Geistes zugunsten des

Deutschen Reiches. Die andere Form dieser Bitte lautet ja: Dein Heiliger Geist komme über uns und reinige uns! Diese Bitte prüft täglich jedes Reich am Christus-Reich und verkündet täglich, dass jedes Reich umso höher steht, umso länger besteht, je mehr es dem Christus-Reich ähnlich wird. Nur an dieses Christus-Reich hat Luther gedacht, als die Sehnsucht in ihm sang: Das Reich muss uns doch bleiben.



Das Ich, wenn es sich erst selbst gefunden hat, drängt zum »Wir«. Es sucht das Ich *über* dem Ich, das Über-Ich, in dem das kleine Ich sich mit einem noch größeren Leben erfüllt. Dies ist die Sehnsucht nach dem »Reich«.

Wiederum: Das Ich sucht immer eine *Welt*, an der es sich offenbaren, durch die es sich ausdrücken und darleben kann. Auch dies ist eine Sehnsucht nach dem Reich. Die Sehnsucht nach unten, wie die erste Sehnsucht des Ich die Sehnsucht nach oben ist.

Je mehr man diese Sehnsucht in der Tiefe versteht, je mehr man erkennt, wie sie im innersten Grund die Sehnsucht ist nach dem Christus-Ich und nach dem Christus-Reich, umso besser dient man auch dem Augenblick und seinen Aufgaben. Der äußere Staat kann nie vollkommen sein, aber aus dem Inneren kann immer neue Vollkommenheit in ihn einströmen.

Darum gibt es nichts Wichtigeres, als dass die Bitte gebetet werde mit ganzer Kraft des Herzens: Dein Reich komme zu uns!

■ DEIN WILLE GESCHEHE, WIE
OBEN IN DEN HIMMELN, ALSO
AUCH AUF ERDEN

Die morgenländische Tageshitze ebbt ab. Nun kommen sie hervor aus den Häusern. Geplagte Menschen. Gichtbrüchige werden herangezogen. Blinde und Lahme lassen sich führen, hin zu ihm. Besessene werden vor ihn gebracht.

Da steht Christus, mitten im Elend der Welt. Hilfesuchend umringt es ihn. Hoch brandet die Not der Menschheit empor. Mit tausend Augen schauen alle Leiden der Menschheit auf ihn.

Und nun steigt es auf aus den göttlichen Tiefen seines Wesens. Heil war der Menschheit zugedacht – und sie irrt im Unheil umher. Fürchterliche Zerstörungsmächte fressen an ihr. Ein göttlicher Aufwärtsweg sollte ihr beschieden sein – und sie wankt in den Abgrund.


Da wallt der göttliche Urwille empor in Christus. Ströme des Heils wogen durch ihn und suchen die gequälten Menschen. In die segnenden Hände strömt es ein und flutet hinaus, wie wenn eine göttliche Quelle des Heils aufgesprungen wäre. Aus den Himmeln, den so nahen und so verborgenen, holt er die Hilfe, holt er Heilung und Heil herab. Er segnet und heilt, heilt und segnet.

Nun ist der Mensch ganz zum Organ göttlicher Lebenskräfte geworden. Christus, der göttliche Helfer der Menschheit, ist zu den notbeladenen Menschen gekommen.



Der großartige Organismus der ersten drei Bitten liegt nun klar vor uns.

Wir sehen, wie diese drei Gebetsrufe aus dem Christus-*Ich* selbst emporgestiegen sind. Wir sehen Christus auf dem *Berg*, am *See*, im *Haus*. Wir sehen ihn in der *Nacht*, am *Morgen*, am *Abend*. Wir sehen seinen *Geist* Licht ausstrahlen in der ersten Bitte, seine *Seele* Liebeswärme ausströmen in der zweiten Bitte, seinen *Willen* Lebenskräfte spenden in der dritten Bitte. Christus im ganzen Umfang seines Wirkens, in *Licht*, *Liebe*, *Leben*, steht vor uns. Unaufhörlicher Segen kann ausgehen von diesen drei ersten Bitten, wenn sie lebendig aus Christus selbst heraus erlebt werden und uns so mit ihm zu *einem Leben* vereinen.



Wir haben in der ersten Bitte: Geheiligt werde dein Name! das Weltenziel

erschaut. Aber so, dass wir es aus dem Ursinn der Schöpfung entnahmen. Uranfänglich war alles göttlicher Name. Wir schauten in die *Vergangenheit*. Mit der zweiten Bitte: Dein Reich komme zu uns! wandte sich unser Blick der *Zukunft* zu. Was werden will, ist zuhächst das göttliche Reich. Seinem Werden und Wachsen sind wir angelobt. In der dritten Bitte treten wir ganz ein in die *Gegenwart*. Dein Wille geschehe, wie oben in den Himmeln, also auch auf Erden!

Aber wir kommen *nun* völlig anders in die Gegenwart zurück. Wir wissen nun, *wo* wir den göttlichen Willen zu finden haben für jeden Augenblick unseres Lebens. Er ist immer dort zu finden, wo der *gerade* Weg vom göttlichen Namen in der Vergangenheit zum göttlichen Reich in der Zukunft geht – durch uns hindurch.

Im Urbeginn gab Gott allen Dingen seinen göttlichen Namen. Da war er alles in allem. Aus allem leuchtete sein Name hervor. Diese Zeit kehrt nicht wieder. Wenn *wieder* der göttliche Name in allem leuchtet, dann wird es geschehen, weil freie Menschen sich ihm mit ihrem eigenen Willen zugewendet haben. Das aber ist das »Reich«. Vom göttlichen Namen zum göttlichen Reich geht der Weg der Weltgeschichte. Eine ganz andere, neue, große Welt ist für den Herrn der Welt gewonnen, wenn aus dem Namen das Reich geworden ist. Gott ist dann nicht nur Schöpfer, sondern König von Freien.

Wir aber haben die göttliche Welterschöpfung fortzusetzen an eben dem Punkt, wohin uns die Vorsehung gestellt hat. Oder vielmehr: Wir haben die göttliche Welterschöpfung zurückzubringen und aus der Abirrung umso größere Vollendung des göttlichen Weltgedankens herauszuholen.

Man handelt am größten in der kleinsten Lebensaufgabe, wenn man sie erfüllt mit der Weisheit der fernsten Vergangenheit und mit dem Willen zur fernsten Zukunft. Die Weisheit der fernsten Vergangenheit ist der göttliche Name. Der Wille der fernsten Zukunft ist das göttliche Reich. Wenn wir in unserer besonderen Lage, mit unseren besonderen Kräften, in unserem besonderen Augenblick die Stelle suchen, wo der Weg vom göttlichen Namen geradeaus zum göttlichen Reich geht, dann sind wir mitten im göttlichen Willen. Dann sind wir, um an ein Wort aus der Menschenweihehandlung zu erinnern, mit dem Werden der Welt eins, wie es durch Christus sich vollziehen will.

■

»Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht« (Matth. 4,4). Als Christus mit diesem Wort den Versucher zurückwies, da ließ er in klarer Entscheidung sozusagen die ganze Erde los. Er lebte fortan nicht nur *für* den göttlichen Willen, sondern auch *aus* dem göttlichen Leben, zuversichtlich, gewiss, dass dann auch für das Irdische gesorgt wird.

Was er dabei erfuhr, das enthüllte er uns eines Tages selbst, als er das Wort sprach: »Meine Speise ist die, dass ich tue den Willen des, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk« (Joh. 4,34). Der göttliche Wille war ihm nicht nur Gebot, sondern auch Brot geworden. Er lebte gleichsam von der Stelle aus, wo aus dem göttlichen Willen die Welt wird, wo aus dem göttlichen Willen das Leben selbst quillt und den Menschen bis ins Körperliche hinein erfüllt und versorgt mit allem, was er zum Dasein braucht.

Auch wir können in manchen Stunden ahnen, wie der göttliche Wille selbst Speise ist, weil in ihm ja urtümlich alles Leben urständet. Wir leben dann, bis ins Leibliche hinein, von den Lebenskräften des göttlichen Willens. Dann ahnen wir eine ferne Zukunft der Menschheit, in der die Menschen sich nähren werden von der Lebenskraft des göttlichen Willens.

Die dritte Bitte erzieht uns dazu.

■

Alle sieben Bitten des Vaterunsers können wir wiederfinden im Hohepriesterlichen Gebet. Nur die vierte Bitte: »Unser alltägliches Brot gib uns heute« fehlt. Christus hatte in jener Stunde keinen Erdentag mehr vor sich, für den er das Brot brauchte. Er steht schon auf der Schwelle zur überirdischen Welt.

»Vater, die Stunde ist da, wo du deinen Sohn verklärst, auf dass dein Sohn dich auch verkläre« (Joh. 17,1): Das ist die Erfüllung der ersten Bitte – so gewiss Christus der wahre göttliche Name ist und in ihm die Namen aller Dinge wohnen.

»Das ist das ewige Leben, dass sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen« (Joh. 17,3): Dieses Leben ist eben das wahre Reich, ist die große Sehnsucht der zweiten Bitte.

»Ich habe vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, dass ich es tun

soll« (Joh. 17,4): So spricht, wer die dritte Bitte erfüllt hat.

Und durch das ganze Hohepriesterliche Gebet klingt es wie der Zusammenklang der ersten drei Bitten: »Ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast« (Joh. 17,22).

Dann aber kann man die drei ersten Bitten *noch einmal* finden in dem letzten Satz des Hohepriesterlichen Gebets (Joh. 17,26):

»Ich habe ihnen deinen Namen kundgetan und will ihn kundtun«; wir wiedererkennen die erste Bitte.

»Auf dass die Liebe, mit der du mich liebst, sei in ihnen«; das ist der tiefste Sinn der zweiten Bitte.

»Und ich in ihnen«; so kann in Wahrheit die dritte Bitte zur Erfüllung kommen.



Wie erhellend ist es, vom Geist Christi, wie er im Hohepriesterlichen Gebet lebt, zurückzublicken auf *unsere* tägliche Erfüllung der dritten Bitte.

»Ich habe das Werk vollendet, das du mir gegeben hast, dass ich es tun sollte.« – Auch *wir* haben ein Lebenswerk, das uns »gegeben ist«, dass wir »es tun sollten«. Dieses Lebenswerk gilt es zu finden. Das ist *unser* Lebenswerk, *unser* Dienst am göttlichen Reich, *unser* Auftrag, der auf uns gelegt wurde, als wir in die Welt entlassen wurden, *unsere* Mitwirkung an dem göttlichen Schaffen. Vollendet sollen wir dieses Lebenswerk einmal in die göttlichen Hände zurücklegen.

Und wie über unserem *ganzen* Leben ein göttlicher Wille schwebt, der von uns, gerade von uns erfüllt sein will, so schwebt über *jeder Stunde* unseres Lebens ein Stück Gotteswille, der mit *unserem* Geist gefunden und mit *unserem* Willen vollbracht sein will – als ob Gott selbst an unserer Stelle und mit unseren Kräften seine Welt weiterführte ihrem Ziel entgegen.

Stellen wir uns nur einen Augenblick vor, wir könnten am Schluss unseres Lebens in so feierlicher Ruhe des Gewissens zurückblicken und wie Christus sprechen: »Ich habe vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, dass ich es tun sollte« –, dann sehen wir, wie unbeschreiblich kümmerlich unsere Erfüllung des göttlichen Willens ist.

Da kommt uns dann das andere Wort am Schluss zu Hilfe: »Ich in ihnen«. Dies ist der Weg, unser Lebenswerk und alle unsere Lebenstaten auf die

größte Höhe zu führen, die möglich ist: dass wir Christus in uns *unser* Werk tun lassen.

Auch die dritte Bitte kann aus dem Geistesleben unserer Zeit heraus neu erobert werden.

Nachdem Kant das Wort gesprochen hatte vom »Ding an sich« und die Menschen hingeführt hatte vor ein Geheimnis, das in Undurchdringlichkeit hinter allen Erscheinungen verborgen scheint, drängte der unbezwingbare Wahrheitswille die Geister zu der Frage: Was ist mit diesem Geheimnis? Können wir nicht doch näher herankommen? Ist uns in unserem eigenen Innern ein Schlüssel gegeben, den wir nur finden müssen zum Weltgeheimnis?

Da wurde im neunzehnten Jahrhundert immer wieder die Antwort gefunden. Das Dasein ist im letzten Grund *Wille*. Wille zur Sittlichkeit, sagte Fichte. Wille zum Leben, sagte Schopenhauer. Und in dieser Richtung »Wille« forschte man weiter. Wille zur Macht, sagte Nietzsche. Wille zum Geist, Wille zur Schönheit, Wille zur Gestaltung, sagten andere.

Aus diesem Geistesleben des Jahrhunderts wurde das Christentum neu erlebt, als der irische Jesuit Tyrrell, der freilich von seiner Kirche ausgestoßen wurde, zuerst das Wort aussprach: Das Dasein ist im Grund »Wille zum Gottesreich«. Nicht ein dunkel »Unbewusstes«, wie Schopenhauer verkündigte, sondern ein göttlich klarer Geist hat diesen Willen. Nicht ein Wille zum Leben nur ist es, sondern ein Wille zum Gottesreich.

Wie diese ganze Geistesentwicklung schließlich einmündet in das große Weltbild Rudolf Steiners, das uns darstellt, wie der göttliche Lebenswille in unsere Welt ausfließt, das kann hier nur angedeutet werden.

Aber wir haben nun auch einen neuen Blick für Christus gewonnen: Der Geisteswille zum Gottesreich ist Mensch geworden!

»Wie oben in den Himmeln, also auch auf Erden!«

Vielleicht haben es die Gegenwartsmenschen leichter, die Größe und den Sinn dieses Zusatzes zu verstehen, wenn sie zunächst einmal denken: wie oben am Himmel. Die sichtbare Sternenwelt ist ja die sichtbare »Außenseite« des Himmels.

Und wahrhaftig: Wie ein »göttliches Reich« aussieht, das lehrt uns Abend für Abend der Sternenhimmel. Da oben kommt jeder zu seinem Recht und zu seiner Aufgabe, die Großen wie die Kleinen. Die Großen fressen die Kleinen nicht auf wie in einem Fischteich. Und alle, die Großen wie die Kleinen, haben im Grund nur *eine* Aufgabe: zu leuchten. Auch der Kleinste wird groß durch das Ganze, dem er angehört, und dient ihm durch Treue im Kleinen. Es gibt keinen Neid und gibt keinen Stolz. Und durch alle und alles weht wie ein gewaltiger Atem der göttliche Weltenwille, der sie alle durchlebt. Der Sternenhimmel ist Abbild von dem, was über ihm ist – und Vorbild für das, was unter ihm ist.

In alter Weisheit hat man die Erde oder Teile der Erde als den »untersten Himmel« bezeichnet. Dort oben wird denselben Aufgaben gedient, denen auch wir dienen können, nur mit unvergleichlich mehr Geist und Kraft.

Große Christen haben oft ausgesprochen, dass die Seraphim und Cherubim so nah in die göttliche Herrlichkeit hineinschauen, dass es für *sie* unmöglich ist, ihr *nicht* zu dienen. Der Mensch hingegen hat eine Welt zur Wirkensstätte erhalten, in der er – auch anders kann. Vielleicht mussten viele, viele Welten vorangehen, damit einmal eine Welt werden konnte, in der die Freiheit in unserem menschlichen Hoch-Sinn möglich wurde. Ein ungeheures Unternehmen muss es gewesen sein, eine solche Welt werden zu lassen.

Aber durch die dritte Bitte wird die Erde mit den Welten über ihr zusammengeschlossen. »Wie oben in den Himmeln, also auch auf Erden!« Die große Vermählung von Himmel und Erde geht vor sich in jedem Augenblick, in dem wir den göttlichen Willen zu unserem eigenen Willen machen. Sooft wir göttlichen Willen tun, weben wir ein Stück Himmel der Erde ein. In jedem Augenblick, in dem wir den göttlichen Willen erfüllen, sind wir selbst »im Himmel«. Denn im Himmel finden wir auch nichts anderes als den göttlichen Willen. Und den können wir auch auf der Erde haben. Der Himmel ist überall dort, wo der göttliche Wille geschieht. Da wir nun immer einen göttlichen Willen haben, den wir vollbringen dürfen, sei es im Tun oder im Leiden, sei es allein oder mit anderen, sei es äußerlich oder innerlich, so können wir *immer* im Himmel sein!

Dies ist, nach dem klaren Wort Christi, *unsere* Beziehung zum Himmel – nicht irgendein Schwelgen in erdenfernen Gefühlen.

Und wir können dies alles in jedem Augenblick erfahren. Tun wir in irgendeiner Sache von Herzen wirklich den göttlichen Willen – und fragen

wir uns dann: Wie ist dir jetzt zumut? –, dann spüren wir, wie überlegen und ruhig wir nun auf unser Tun blicken können, was immer aus ihm werden mag. Und dies ist der Himmel auf der Erde! Dies ist ein Schimmer von der Freude und dem Frieden, in dem die gotterfüllten Geister und die vollendeten Menschen leben. »Der Wille Gottes ist unser Friede«, lässt Dante die Seligen sagen.

Zwei Abirrungen gibt es für den menschlichen Willen, es sind wieder die luziferische und die ahrimanische Gefahr.

Die luziferische heißt Fanatismus: wenn der Mensch in den großen Willen seine eigenen engen Gefühle ungeistig hineinbläst. Die ahrimanische heißt Fatalismus: wenn der Mensch den großen Willen so starr mechanisch über sich denkt, dass es ihn innerlich lähmt.

An allen Bitten des Vaterunsers kann man es warnend erleben, wie die Christen das Gebet ihres Herrn herabgezogen haben zu ihrer eigenen Kleinheit. Die dritte Bitte wurde zur Bitte der Enttäuschten und Ohnmächtigen: Dein Wille geschehe! Aber sie ist gerade die Bitte jener Menschen, die die Erde für den Himmel erobern wollen. Sonst hat der Zusatz seinen Sinn verloren: wie oben in den Himmeln, also auch auf Erden!

Wohl ist in dieser Bitte auch unser persönliches Schicksal – soweit es darauf überhaupt ankommt – eingeschlossen. Aber auch hier soll Eroberung sein, nicht »Ergebung«.

Unser Schicksal ist genau das Geschehen, das wir uns selbst zusenden würden, wenn wir so weise wären wie Gott, und wenn wir so gütig wären wie Gott – gegen uns selbst. Das haben tiefer schauende Menschen immer wieder entdeckt und auf immer neue Weise zum Ausdruck gebracht. In unserem Schicksal – so offenbart auch die Geistesforschung Rudolf Steiners – wirkt verborgen unser *eigenes höheres Ich*, das unser niederes Ich emporziehen will.

Wenn dies die Wahrheit über unser Schicksal ist, dann würde ein Mensch, in dem sein höheres Ich schon da ist, aus seiner eigenen Einsicht und seinem freien Willen genau das wollen – was von außen her als sein Schicksal auf

ihn zukommt.

Nun haben wir wieder einen neuen Blick für Christus gewonnen. Er ist der Einzige gewesen, bei dem im größten Stil sein Schicksal *das* tut, was er selber will. Wille und Schicksal sind bei ihm völlig eins. Nichts tun ihm die Feinde: Er tut es sich selbst. So kommt auch in seinem Schicksal sein *Wesen* vollkommen zum Ausdruck. Denn sein Wesen ist Liebe. Und Liebe ist immer Sterben und Auferstehen: der Pflicht gegenüber, den Menschen gegenüber, Gott gegenüber. Und das äußere Sterben und Auferstehen Christi ist der ereignishafte Ausdruck seines eigensten innersten Wesens.

Hier ist der Kampf des Menschen mit dem Schicksal auf der Höhe angekommen. Nicht nur: Es geschieht mir nichts, als was Gottes Wille ist!, sondern: Es geschieht mir nichts, als was mein eigener Wille ist! Christus schmilzt nicht nur sein Schicksal um zu seinem eigenen Willen, sondern er *schuf* sein Schicksal aus seinem eigenen Willen. Zu dieser Höhe hinauf führt der Weg zu der dritten Bitte.

Und uns scheint, zu dieser Höhe hat sich Nietzsche emporgewünscht, als er sagte: amor fati, Liebe zum Schicksal, »das sei fortan meine Liebe!«. »Ich will irgendwann einmal nur noch ein Jasagender sein.« – Auf diese Sehnsucht Nietzsches blicken wir jetzt von der Christus-Höhe her.

Aber hat denn der Mensch einen »freien Willen«? – Hier genügt es zu sagen, dass diese Bitte ganz *oberhalb* der jahrhundertelangen philosophischen Diskussionen zu suchen ist. Im menschlichen *Ich* wird ein Mittelpunkt geschaffen, der aus eigener Einsicht entscheiden kann. *Wie* es zu diesem Ich-Mittelpunkt kommt, das hat mit der Freiheit des Willens so wenig zu tun wie das Leben der Raupe mit dem Fliegen des Schmetterlings. Mag der Mensch tausendfach zunächst bestimmt sein durch Vererbung, Erziehung, Umgebung – es kommt der Augenblick, wo ein Ich in ihm da ist – oder allmählich *da wird* –, das in selbstständiger Zwiesprache mit dem Geist sein Wollen aus sich heraus bestimmen kann. Dann ist der Mensch »frei« – so frei, wie er nur werden kann.

Immer ist ein Hauch dieser Freiheit zu spüren, wenn der Mensch mit Bewusstsein spricht: Dein Wille geschehe!

In gewaltige Tiefen des Weltgeheimnisses blicken wir mit Conrad Ferdinand Meyer hinein, wenn wir seine grandiose Schilderung auf uns wirken lassen, wie der weltenwaltende Gott, bevor er seine Schöpfung beginnt, alle seine Geister um sich versammelt.

»Eh' ich euren Reigen löse,
Sprach der Allgewalt'ge nun,
Schwöret, Gute, schwöret, Böse,
Meinen Willen nur zu tun.

Freudig jubelten die Lichten:
Dir zu dienen sind wir da!
Die zerstören, die vernichten,
Die Dämonen knirschten: Ja!«

Das ist die einzige Wahl, vor die wir im Grund gestellt sind, ob der göttliche Wille durch uns »geschehen« soll mit unserem Willen oder durch uns *gegen* unseren Willen.

Ein schwindelndes Wagnis war es, eine Welt zu schaffen, in der es nicht nur *einen* Willen, sondern Millionen Willen gibt. Das konnte nur gewagt werden, wenn das Gute so gut ist, dass es auf die Dauer *alle* für sich gewinnen wird. Die »Bösen« sind nicht nur dazu da, damit die »Guten« das Äußerste an Gutsein ihnen gegenüber aufbringen, sondern auch dazu, dass sie selbst durch umso tiefere Einsicht in das Böse einmal ein umso bewussteres Gutsein erringen.

Einmal werden die Dämonen nicht mehr »knirschen«.



Noch manches Wort der Geistesgeschichte gibt es, von dem aus es erleuchtend ist, zur dritten Bitte hinzublicken.

Meister Eckehart hat, in der Hochblüte des Mittelalters, überkühn von den »Heiligen« geredet. Sie wollen Gottes Willen erfüllen. »Dafür müssen wir sie sogar loben! Gott behalte sie unter seiner Barmherzigkeit!«

Aber solange der Mensch noch *zwei* Willen hat, einen Willen, mit dem er den anderen Willen, den göttlichen Willen, erfüllen will, so lange ist er noch nicht auf der Höhe. *Ein* Wille allein soll im Menschen lebendig sein: der

Wille Gottes. Und der Mensch sollte nur die Stätte sein, wo sich dieser göttliche Wille vollzieht. Ja, auch von der Stätte soll nichts übrig bleiben, »als was Gott und Gottes ist«.

Dies ist auch eine Schilderung Christi. –

Kant, der das »radikale Böse« im Menschen gesehen hat, spricht in seiner Ethik das berühmte Wort: »Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer dieser zu denken möglich, was ohne Einschränkung könnte für gut gehalten werden, als allein ein guter Wille.«

Oft hat man in äußerlicher Weise über Christi Sündlosigkeit theoretisiert. Diesen ganz reinen Willen zum göttlichen Guten in Christus sollte man mit ganzer Seele einatmen. »Der Anblick gibt den Engeln Stärke!«

In unseren Jahrzehnten hat ein Mensch, der sich wohl am allerleidenschaftlichsten nach dem »hohen Willen« sehnte, Nietzsche, die Worte gesprochen: »Nichts, o Zarathustra, wächst Erfreulicheres auf Erden als ein hoher, starker Wille. Der ist ihr schönstes Gewächs. Eine ganze Landschaft erquickt sich an Einem solchen Baume.«

Der Wille, der in Christus in unsere Welt trat, ist der Lebensbaum, an dem sich die *ganze Menschheit* »erquicken«, neu *beleben* kann. –

»Aber ich möchte gern den göttlichen Willen erfüllen; wenn ich ihn nur immer wüsste!«

Ein Glück, dass wir ihn nicht immer wissen. Dann würden wir ja am Leitseil durchs Leben geführt.

Wir *dürfen* uns anstrengen, den göttlichen Willen durch die eigene Einsicht zu finden. Und wenn der göttliche Wille anders ist, als wir zunächst wünschen: Wie könnten wir mit ihm eins werden, wenn er nicht auch einmal *gegen* uns stünde? »Ich bedachte wohl einmal: Will Gott nicht wie ich, so will *ich* doch wie er«, sagt Meister Eckehart.

Wir können auch den göttlichen Willen in jeder Lebenslage auf verschiedener Höhe erfüllen, und es kann immer göttlicher Wille sein. Je nach der Höhe, die wir erreichen, geht das Leben dann weiter. Aber ein Glück wiederum, dass wir nicht immer das *Al l*erhöchste wissen. Wir würden verzweifeln. Denn wir könnten noch nicht auf dieser Höhe leben.

Es ist *gut* so, wie wir in die Welt gestellt sind. Nicht misshandelt werden

wir, sondern gerade in unserer Menschenwürde erhalten und ernst genommen.

Wenn wir uns aber quälen, in einer Einzelheit genau den göttlichen Willen zu erfahren, so mögen wir uns fragen, ob wir nicht über dem Nachsinnen, was in dem *einzelnen* Fall der göttliche Wille ist, den göttlichen Willen gerade in einem *anderen* Fall versäumen, wo es *keine* Frage ist, was er von uns will. Vom Teufel kann es sein, sich in der einen Frage selbstgefällig-selbstbefangen zu quälen – um in der anderen Frage umso sicherer zu versagen.

Indes: Wir wissen meist *viel* mehr vom göttlichen Willen, als wir uns selbst eingestehen wollen. Sobald wir die Stimme in unserem Innern wirklich zu Wort kommen lassen, erschrecken wir, wie nah Gott ist, ja, wie es gar nicht mehr wir selber sind, was in uns spricht, wie Gott sich in unserem Gewissen ein Allerheiligstes in uns gebaut hat, in das er jederzeit einziehen kann.

Der göttliche Wille auf der Erde steht klar vor uns in den sieben Großtaten Christi im Johannes-Evangelium. Sie wollen ja nicht als äußere *Wunder* angestaunt sein, sondern als göttliche »*Zeichen*« gelesen werden. Christus kämpfte gegen die Krankheit, gegen die Sünde, gegen die Not, gegen die Schwäche, gegen die Blindheit, gegen den Tod. Und in allem um die Verwandlung der Erde.

Wenn ein Wille nur stark werden kann durch große Ziele, Vorbilder, Widerstände: Hier ist die Schule des hohen Willens – der Zukunft.

Von hier aus fällt auch das wahre Licht auf jede einzelne Stunde, in der wir den göttlichen Willen zu vollbringen haben.



Dem Menschen ist ein Wille gegeben, mit dem er sogar *gegen* Gott wollen kann. Das ist das erhabene Geschenk des Willens, mit dem es gilt, heilig umzugehen. Das ist seine ernsteste Verantwortung.

Wer nur jeden Tag einmal mit der ganzen Kraft seines Wesens spricht: *Ich will!*, der empfindet diesen göttlichen Adel des Willens. Und wer bewusst und frei spricht: *Ich will den göttlichen Willen!*, der erhebt sich über diese ganze Welt und tritt auf die Seite Gottes hinüber. Und wer diesen göttlichen Willen auch *tut*, der fühlt sich wie ein Glied an Gott selbst.


Im Willen wird der Mensch ganz *Mensch*. Im Willen wird er auch Gott: Gott mit Gott. Wie ein göttlicher Feuerstrom kann der göttliche Wille in uns rauschen. »In Ewigkeit mit Gott desselbigen Werkes zu walten«, das hat sich Meister Eckehart ersehnt.

Dazu erzieht uns die dritte Bitte.

■ UNSER ALLTÄGLICHES BROT
GIB UNS HEUTE

Wir erleben nun mit, wie das Vaterunser vom Himmel auf die Erde herniedersteigt. Zuerst wird in der *dritten* Bitte die Erde genannt: Dein Wille geschehe wie oben in den Himmeln also auch auf Erden! Die Erde wird also zunächst überleuchtet von dem göttlichen Willen. Sie wird angeschlossen an die Himmel als deren unterstes Glied. Sie empfängt ihre Weihe als die Stätte, wo der göttliche Wille zur Herrschaft kommen soll: »wie oben in den Himmeln«.

Fichte hat die Welt bezeichnet als »das verdinglichte Material der Pflicht«. Dieses Wort kommt nah heran an das Vaterunser. Aber hier ist die Erde die Offenbarungsstätte des göttlichen Willens. Das ist *mehr*.



Dann aber wird, nach dieser Weihe der Erde, die neue Stellung des Menschen auf der Erde klargestellt in sechs kurzen Worten. Die schlichtesten Worte sind es, ganz natürlich das Nächstliegende aussprechend, aber jedes dieser Worte trägt in sich eine überreiche Inhaltsfülle. Jedes dieser Worte fixiert die Stellung des Menschen auf der Erde von einer anderen Seite. Jedes dieser Worte ist für sich ein Ringen um eine neue Gesinnung.

Diese vierte Bitte ist, neben allem anderen, ein großes Kunstwerk.



Brot! – In den evangelischen Kirchen ist für die Auslegung vorbildlich geworden Luthers Erklärung in seinem »Kleinen Katechismus«: »Was heißt denn täglich Brot? Alles, was zu Leibes Nahrung und Notdurft gehört, das Essen, Trinken, Kleider, Schuh, Haus, Hof, Äcker, Vieh, Geld, Gut, fromm Gemahl, fromme Kinder, fromm Gesinde, fromme und getreue Oberherrn, gut Regiment, gut Wetter, Friede, Gesundheit, Zucht, Ehre, gute Freunde, getreue Nachbarn und desgleichen.«

Gerade dass man dies alles *nicht* braucht, sagt die vierte Bitte. – »Des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege« (Matth. 8,20).

Nie sieht man so deutlich, wie der Protestantismus hineinwandert in die behäbige Bürgerlichkeit der kommenden Jahrhunderte. Mit sichtlichem Behagen zählt Luther alles auf, was zu einer braven bürgerlichen Brautausstattung und Lebensgestaltung gehört. Die Eroberung der Erde, die Christus seinen Jüngern aufgetragen, ist hier zur Einbürgerung auf der Erde

geworden. Dies war der weltgeschichtliche Gegenschlag gegen die Erdverachtung des Mittelalters.

Wie Luther aus dem Brot eine Behaglichkeit gemacht hat, so hat Franziskus aus dem Betteln eine Heiligkeit gemacht. Menschlich bezaubernd spricht er von der Madonna Poverta, von der lieben Frau Armut. Aber ist dies der echte Geist Christi? Nicht die Armut ist die Braut der Seele, sondern der Reichtum: der innere, *göttliche* Reichtum. Nicht wovon man sich frei macht, ist irgend bedeutungsvoll, sondern wofür man frei ist.

Sieht man die vierte Bitte *zwischen* Luther und Franziskus und *über* ihnen, dann erkennt man erst ihre volle Größe. Angesichts aller Herrlichkeit der Erde bittet Christus seinen Vater nur um ein Stück Brot – und erlöst die Welt. Wörtlich: Nur ein Stück Brot erbittet der Mensch von der Erde. *Dies* braucht er, um auf der Erde den Sinn seines Daseins zu erfüllen: den göttlichen Willen zu vollbringen. Damit bejaht er die Erde. Aber nur ganz leichten Fußes und doch fest und sicher betritt er sie. Denn auch dieses Stück Brot erbittet er nicht von der Erde, sondern vom Vater. Mehr braucht er nicht, denn allen Reichtum trägt er in sich.

Hat er *mehr* als ein Stück Brot, und hat er dies »mehr« zu Recht, so kommt es *auch* vom Vater. Er genießt es dann mit umso größerer Dankbarkeit, weil er vorher die vierte Bitte gebetet hat. Ja, diese Bitte macht alle Armen reich. Denn, wenn ein Stück Brot genügt: Wie viele sind dann noch arm? Durch nichts sind alle Menschen so reich gemacht worden wie durch dieses eine Wort: Brot. Wir sind alle reich von dem Tag an, wo wir diese Bitte ernst nehmen.



Uns. – Nie ist mehr zur Erziehung des »sozialen Sinns« geschehen, in keinem propagandistischen Programm, in keinem nationalökonomischen Lehrbuch, in keiner päpstlichen Enzyklika als mit diesem einen Wort »uns« der vierten Bitte. Nur wird es bis heute nicht ernst genommen. Wie die Menschen zwar beten »*Vaterunser*«, aber dabei denken und fühlen »*mein* Vater«, so beten sie erst recht die vierte Bitte, als ob sie hieße: *Mein* Brot gib *mir*!

Nicht deshalb steht dieses Wort da, weil das Vaterunser ein »Gemeindegebet« wäre. Vielmehr ist eine innere Höhe erreichbar, auf der es dem Menschen einfach unmöglich ist, für sich allein das Brot zu erbitten,

ohne seine Brüder mitzubringen, ohne im Herzen zu fühlen: Sie alle wollen auch etwas haben! Dort erst ist reine Luft, wo man so empfindet. Alles andere ist noch Barbarei.

Spricht man die vierte Bitte im Wortlaut und Geist Christi, dann tauchen täglich vor uns auf unsere hungernden Brüder. Für *alle* beten wir ja mit, wenn wir mit Bewusstsein sagen: Unser Brot gib *uns*!

Zunächst bedeutet das ganz im Innern das Erwecken des sozialen Sinnes, der nichts für sich allein haben will, der täglich jedem Mitbruder ausdrücklich sein Recht auf ein Stück Brot zugesteht, der nicht anders kann, als sich an *einer* großen Tafel mit allen zu fühlen. Dieser soziale Sinn drängt dann schon das Herz dazu und leitet den Geist dahin, im Einzelfall das Rechte zu suchen.

Klopft aber ein wirklich Bedürftiger und Hungeriger an unsere »Tür«, dann spricht immer hinter ihm der Vater: Siehe, jetzt erfülle ich deine Bitte; denn du hast ja selbst gebeten: Gib *uns*! Ich lege in deine Hände, dein Gebet *selbst* zu erfüllen!

Diese göttliche Stimme ist oft gehört worden hinter dem Armen – von solchen, die die vierte Bitte ernst genommen haben.

Wie können wir nur täglich ein Gebet sprechen, dessen Erfüllung zum Teil in unsere eigene Hand gegeben ist, und können diese Erfüllung täglich verweigern, ohne auch nur zu merken, dass unser Gebet unwahr ist und also auch mit Recht uns selbst verweigert werden sollte!

Wird das Wort *uns* und *unser* ernst genommen, so führt es ein neues soziales Zeitalter herauf. Der Platz, den wir dem Bruder im Gebet eingeräumt haben, kann ihm im Leben unmöglich verweigert werden. So lebenspraktisch hat Christus im Vaterunser die Liebe gelehrt, dass sie nach dem Gang des Vaterunsers *zuerst* bewährt werden soll am Brot.



Von Frommel gibt es eine Erzählung, wie er als junger Vikar eine Predigt entwarf über das Bibelwort: »Sehet die Vögel unter dem Himmel an: Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?« (Matth. 6,26).

Mit sich selbst recht zufrieden, liest der junge Prediger seinem alten Pfarrer die mühsam erdachte Predigt vor. Da lächelt der erfahrene Seelsorger und

sagt: Lieber Herr Vikar, Christus hat gesagt: »*Sehet* die Vögel unter dem Himmel *an*«, aber nicht gleich: Predigt über sie! Gehen Sie einmal hinauf in Ihr Dachstübchen und tun Sie wirklich zwei Stunden nichts anderes als den Sperlingen zuschauen. – Gedrückt schlich der Herr Vikar die Treppe hinauf. Aber er befolgt den Rat und schaut den Sperlingen zu. Allmählich – er hat seine Predigt schon vergessen – packt ihn eine wahre Wut über dieses unverschämt freche, räuberisch selbstsüchtige, missgünstig neidische, rücksichtslos lärmende Spatzenvolk. Da fällt ihm plötzlich das Wort ein: »Und euer himmlischer Vater nähret sie *doch!*« – Die Predigt ist ganz anders geworden.

Auch diese Erfahrung gehört zu dem Wort: uns.

Aber nun steht auch das Wort »unser« da: »*Unser* täglich Brot gib uns heute!« Also ist es schon »unser«, noch ehe wir sagen: Gib? Und doch erbitten wir es? Ja, gerade das ist es.

Nur das Brot, das uns zusteht, dürfen wir uns erbitten. Vor dem göttlichen Angesicht darf kein Mensch sich ein Stück Brot erbitten, das er sich nicht redlich verdient hat. Für Müßiggänger, für Menschen, die von den anderen Menschen mitleben, die es für selbstverständlich halten, dass die anderen sie ernähren, auch wenn sie selbst nichts Ersprößliches leisten, ist kein Platz in diesem Reich.

Kein ererbtes Brot wollen wir essen, kein erbetteltes, kein geraubtes, sondern *unser* Brot. Also nicht ein Recht, sondern eine Pflicht wird da begründet.

Und doch sagen wir: *Gib!* Denn mit aller unserer Mühe und Arbeit können wir nicht ein Hälmchen aus dem Boden ziehen. Alles ist, trotz unserer Arbeit, freie Gabe von oben.

Man denke sich das Geschlecht von Menschen aus, die durch diese Bitte hindurchgegangen sind. Sie arbeiten mit aller ihrer Kraft. Und sie empfangen mit froher Dankbarkeit. Ihrer Tätigkeit fehlt jeder anmaßende Anspruch – sie sagen ja: *Gib!* Und ihrer Dankbarkeit fehlt jeder Knechtssinn – sie sagen ja: *Unser!*

Wahr und würdig zugleich wird die Stellung des Menschen auf der Erde.

Am meisten Not macht den Übersetzern das Wort, das seit alters mit »täglich« oder »alltäglich« übersetzt wird. Nur an dieser einen Stelle des ganzen griechischen Schrifttums kommt es vor und heißt ganz wörtlich: »zuwesend« oder »zu-seiend«. Erst neuerdings hat man es noch in einem Haushaltsbuch entdeckt, ohne dass sein Sinn deutlicher würde. So mag man es in den Zeiten, in denen man der biblischen Sprachwelt noch näher stand, richtig durch die Formel »täglich Brot« wiedergegeben haben. Vielleicht liegt aber doch ein besonderer Sinn darin. Das zu unserem Wesen, zu unserem Sein gehörige Brot – dies würde von einer tiefsten Verbundenheit des Menschen mit der Erde reden. Wir sind nicht Menschen für uns allein. Wir gehören mit der Erde zusammen. Ohne unsere Erde wären wir nicht Menschen. Der »Boden« ist in einem noch viel tieferen Sinn mit uns verbunden, als man allermeist erkennt. Heilige Verpflichtungen gegen die Erde tauchen da vor uns auf. Nicht nur die Pflicht, sie zu bebauen und zu pflegen, sondern auch die Pflicht, sie mit uns zu wandeln und mit »in den Himmel« zu bringen. Wir können uns als Menschen nicht von der Erde lösen, sondern müssen sie mit uns erlösen.

Heute – man weiß nicht, was man in diesem Wort mehr bewundern soll: die keusche Zurückhaltung gegenüber Gott, die das Morgen ganz unangetastet in ihm ruhen lässt, oder die stolze Kühnheit, die gar keine Sicherung braucht für den morgenden Tag, weil sie der göttlichen Vorsehung gewiss ist; die vertrauensvolle Ruhe, die hoch über allen Sorgengedanken lebt, oder die selbstverständliche Seelengröße, die sich ganz für höhere Gedanken frei hält.

Der Mensch des Vaterunsers berührt die Erde immer nur für einen Tag. Dann kehrt er wieder in die göttliche Welt zurück. Und jeden Tag lässt er sich aufs Neue aussenden. Er sammelt nicht auf der Erde einen »Vorrat für viele Jahre«, wie der Geizhals des Gleichnisses. Sollte er es für nötig halten, »zurückzulegen«, so tut er es aus Fürsorge, nicht aus Sorge, nicht einmal aus Vorsorge; aus Fürsorge für die *anderen*, dass nicht *sie* ihn erhalten müssen, wenn er selbst nicht mehr kann.

Der Mensch des Vaterunsers nimmt sein Leben jeden Tag *ganz neu* als Geschenk aus Gottes Hand. So nimmt er auch sein Brot jeden Tag *ganz neu* als Geschenk aus Gottes Hand. Er will sich nicht tiefer in das Leben verstricken, als es unumgänglich ist, um den göttlichen Willen zu erfüllen. Denn er nimmt sich in Freiheit das Recht, das Morgen wieder ganz aus Gott

herauszunehmen. Er ist frei von allem »Haften«, wie es der Inder für sich erstrebt, aber er wendet sich hingebend jeden Tag neu der Erde zu. Nicht »zufrieden« ist der Mensch des Vaterunsers, auch nicht »genügsam«, sondern *frei*. So ist immerfort »heilige Gegenwart«.

Vor Jahren las ich von einem Nervenarzt der psychoanalytischen Richtung, der sagte: Der Mensch muss an etwas Göttliches glauben, wenn er nicht auf die Dauer geistig krank werden will; er braucht das. Aber er kann nicht an Gott glauben, wenn er wahr bleiben will, denn es gibt keinen Gott.

Mit dürren Worten ist hier die Hauptkrise der Gegenwart ausgesprochen. Wie der Mensch körperlich nicht ohne Rückgrat gehen kann, so kann er – auf die Dauer, auf die Jahrzehnte – nicht ohne einen starken Aufwärtshalt in der Seele leben. Recht empfindliche Nervenerscheinungen zeigen dies, wie jener Arzt erzählt, heute schon an.

Wie aber der Mensch durch das Rückgrat sich aufrichtet, so steht der Vaterunser-Mensch aufrecht auf der Erde durch das Wort »gib«.

Schon oben haben wir über dieses Wort gesprochen. Wir lenken nun noch den Blick darauf, wie für Christus auch das Essen und Trinken ein tägliches Gespräch mit dem Vater ist. Er weiß, dass der Sämann säen muss und der Schnitter schneiden, aber er hat es immer nur mit dem Vater zu tun. Wie beim Kelch des Leidens, so beim Teller des täglichen Brotes. In der Gabe grüßt der Vater den Sohn. Und im Genuss grüßt der Sohn den Vater.

Glaubt irgendjemand im Ernst, dass dies heute nicht mehr möglich ist bei unseren »naturwissenschaftlichen Erkenntnissen«? Der Arm Gottes erscheint uns länger, aber das Antlitz ist dasselbe.

Als einst der Italiener Vanini, schuldlos wegen Gotteslästerung verurteilt, zur Hinrichtung geführt wurde, da hob er einen Strohhalm auf und sagte: »Wenn ich keinen anderen Beweis hätte für das Dasein Gottes, so würde mir dieser Strohhalm genügen.« –

So mündet das tägliche Essen und Trinken ein ins Sakrament.

Was für ein hohes, liches Geschlecht von Menschen wohnt in diesen sechs Worten der vierten Bitte! Was für ein edelstes Gefühl für Menschenwürde ist

in ihnen lebendig!

Frei und beschwingt gehen solche Menschen über die Erde. Schaffend – aber nicht sorgend. Ehrfürchtig – aber nicht frömmelnd. Unabhängig – aber nicht anmaßend. Dankbar – aber nicht unterwürfig. Zuversichtlich – aber nicht leichtsinnig. Gönnend und gebend – aber nicht gönnerhaft.

Würdig steht jetzt auf der Erde der Mensch. Hier in diesen sechs Worten kann der Mensch alles lernen, was er braucht für sein Verhältnis zu *allem*, das er hat, selbst für sein Verhältnis zu den Menschen.

Wie eine Ordensgründung kann man diese sechs Worte erleben. Aber nicht Regeln werden auferlegt, sondern Gesinnungen werden gepflegt. Nicht Entbehrungen werden zugemutet, sondern Geschenke werden gegeben. Da ist nicht ein neues Mönchtum, aber ein Menschenbund derer, die frei auf der Erde leben wollen, die mit leichtem, sicherem Schritt durchs Erdenland gehen wollen.

Was hat demgegenüber der Mensch der Gegenwart für eine lastende Schwere!

Zu diesem Orden schließen sich täglich alle Menschen zusammen, die das Vaterunser recht beten.

Was ist das doch: Wir glaubten, wir bitten um das tägliche Brot, und nun bitten wir um den rechten Menschen!

Nun ist auch der Einwand endgültig abgetan, die sorglose Kindlichkeit Jesu passe nicht mehr in unsere Kultur. Gerade das Gegenteil: Hier erst *wird* wahre Kultur. Denn hier erst wird der Mensch – *Mensch*. Hat sich unsere Kultur als so überzeugend erwiesen, dass sie sich auf den einzig wahren Wegen fühlen dürfte? Wir sind bisher ja doch immer gewesen wie Arbeiter, die an einem *zukünftigen* Menschheitshaus bauen, aber derweilen sich selbst am Staub den Tod einatmen.

Wie soll wahrhaft hohe Kultur möglich sein ohne den Geist dieser Bitte? Frei muss der Mensch sein, wenn er die Erde in Wahrheit seinem Ziele dienstbar machen will. *Erhaben* muss er sein über die Erde, wenn er sie veredeln will. *Reich* muss er sein, wenn er ihr einen hohen Sinn geben will.

Die Menschen, die vom Geist dieser Bitte durchdrungen sind, sind die wahren Herren der Erde.

Wo ist in der deutschen Geistesgeschichte bisher das Größte geschehen? In Luthers dürftiger Klosterzelle, in Bachs ärmlicher Kantorwohnung, in Kants bescheidenem Studierzimmer, in Rudolf Steiners schlichter Hinterhauswohnung. Und wer Goethe als Gegenbeispiel anführen wollte: Das Größte geschah nicht in den reich ausgestatteten Vorderzimmern, sondern in dem absichtlich schmucklosen Arbeitsraum. –

Nichts Zeitgemäßeres, nichts Wohltätigeres, nichts Erdenstärkeres als diese Bitte.

Die Evangelien erzählen von Entbehrungen wenig und von Entsagungen nichts. Von absichtlicher »Askese« ist nicht die Rede, es sei denn in dem rätselhaften Wort: »Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt tun, reißen es zu sich« (Matth. 11,12). Aber mit unerhörter Spannkraft ist das Leben Christi auf ein einziges Ziel eingestellt.

Manchmal – wie in den Aussendungsreden an die Jünger (Matth. 10) – ist es, als höre man ein welterschütterndes Sturmgebräus. Und dann horcht man auf, wie unsere Altvordern lauschten, wenn das göttliche Heer über die Wälder dahinstürmte. Das ist das Urchristentum.

»Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege.« – »Lass die Toten ihre Toten begraben, du aber gehe hin und verkündige das Reich Gottes!« – »Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes!« – Diese Worte an die drei jungen Männer (Luk. 9,58–62) sind die Ordensgebote *alles* wahren Menschentums. Völlige Opferbereitschaft, unablenkbare Unbedingtheit, alles einsetzende Entschlossenheit. Wer kann wagen, von der Weichheit Christi zu reden, wenn er diese Worte kennt? Wie müsste es alle hochgesinnten jungen Menschen begeistern, solche Worte von Christus zu hören!

Von diesem Geist ist auch die vierte Bitte des Vaterunsers.

Am Ende seines Lebens hat Christus seine Mitkämpfer gefragt: »Habt ihr auch je Mangel gehabt?« Sie antworteten: »Herr, niemals!« (Luk. 22,35). – Da ist die Erfüllung der vierten Bitte im Leben Christi bezeugt. Dieses Wort zeigt, dass den Jüngern ihr eigenes Leben rückblickend wie ein Wunder

vorkam. Nie haben sie sich um das Äußere bemüht, und immer haben sie es gehabt.

Dieselbe Erfahrung haben immer wieder alle gemacht, die sich entschlossen für das göttliche Reich einsetzten. Es wurde für sie gesorgt, und sie wussten selbst nicht wie.

Wohl gab es auch Stunden, aus denen ein Wort stammt wie dieses: »Meine Speise ist, dass ich tue den Willen dessen, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk« (Joh. 4,34). Ganz wörtlich haben wir ein solches Wort zu verstehen. Sah Christus einen Gotteswillen, den er zu erfüllen hatte, dann ist es gewiss hundertmal geschehen, dass er Speise und Trank darüber vergaß. Aber nicht nur dies ist gemeint. Vielmehr: In dem göttlichen Willen, den er vollbrachte, fühlte er selbst so viel göttliches Leben, dass er davon mitleben konnte, ohne Speise und Trank. Der »göttliche Wille«: Er ist es ja, aus dem alles Leben ursprünglich wurde und in dem also alles Leben urwesenhaft enthalten ist. Das kann eine ganz persönliche Erfahrung des Menschen werden. Der Mensch in seinem gegenwärtigen Leib wird sie nur für kurze Zeiten haben können. Aber große Christus-Jünger haben sie doch gehabt. Hohe kommende Menschheitszeiten wurden dann im Voraus vorübergehend zur Wirklichkeit.

Viermal kommt das Brot im Leben Christi an bedeutungsvoller Stelle vor.

In der Versuchung entbehrt er es.

Im Vaterunser erbittet er es.

In der Speisung spendet er es.

Im Abendmahl wandelt er es.

Das ist die Geschichte des Brotes im Leben Christi. Das ist die Geschichte des Brotes auf der Erde.

Über ihr aber leuchtet das Wort: »*Ich* bin das Brot des Lebens.«

In der Versuchungsgeschichte sagt Christus: »Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht« (Matth. 4,4). Dieses Wort lebt weiter im Leben Christi und entwickelt sich zu dem Wort: »Meine Speise ist die, dass ich tue den Willen des, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk.« Und die letzte Höhe ist dann das Wort: »*Ich* bin das Brot des Lebens« (Joh. 6,35).

Auch dieses letzte Wort kann man nicht wörtlich genug nehmen. Wer Brot isst, gesundes, lebensstarkes Brot, und achtet, nachdem er gegessen, nicht mehr auf den besonderen Geschmack *dieses* Brotes, sondern auf den *Lebensgeschmack*, der darin fühlbar wird, der kann die *Wesenssubstanz* spüren, aus der alles geworden ist. Und dann ist er auf dem Wege des Schmeckens ganz nah herangekommen an den, von dem gesagt ist: »Alles ist durch ihn geworden, und außer durch ihn ist nichts geworden, das geworden ist. In ihm war das Leben« (Joh. 1).

Christus und das Brot sind aufs Tiefste verwandt. Sie sind in irgendeiner Tiefe eins und dasselbe. »Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern ... vom ›Wort‹.«

Aus dieser Wirklichkeitswelt stammt das Abendmahl. Christus ist, ganz real, unsere Speise. Das Brot ist, ganz real, Christus. Die Menschen wissen das nicht. Durch das Abendmahl werden sie in diese Welt wieder emporgeführt.

Seit den Anfängen des Christentums hat man die nahe Beziehung der vierten Bitte zum Abendmahl gesehen. Aber es darf nicht Kurzschluss eintreten: als ob die vierte Bitte sich *nur* auf das Abendmahl bezöge.

Nichts liegt schwerer im Argen als das Essen und Trinken der Menschen. Wer die vierte Bitte ernst nimmt, ist schon in einem sakramentalen Geschehen, in einem freien, feierlich-frohen Sich-Vereinigen mit Gott durch Speise und Trank. Und wer das Abendmahl ernst nimmt, lebt an der göttlichen Tafel, zu der die vierte Bitte uns Menschen ruft.

Die vierte Bitte erzieht zum Abendmahl, und das Abendmahl erzieht zur vierten Bitte. Und beide führen empor zu dem, der gesagt hat: »*Ich* bin das Brot des Lebens.«

■ UND VERGIB UNS UNSERE
SCHULDEN, WIE WIR
VERGEBEN UNSEREN
SCHULDIGERN

Schuld – vielen Menschen ist heute das Wort verhasst. Es ist ihnen, als würden sie geknickt, wenn man von menschlicher Schuld spricht. Sie halten es für allein menschenwürdig, den Gedanken an Sünde und Schuld gar nicht an sich herankommen zu lassen.

Die Art, wie der Protestantismus der letztvergangenen Jahrhunderte die Schuld in den Vordergrund des religiösen Empfindens gerückt hat, war allerdings ein Verhängnis, eine Verzerrung des wahren Christentums. Da wirkte noch allzu viel Katholizismus mit und im Katholizismus selbst noch allzu viel alttestamentliches Judentum. »Bin ich denn nur in der Welt, um mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden?«, schrieb der junge Goethe in sein Tagebuch.

Es kam hinzu, dass in jenen Jahrhunderten Deutschland sich auch literarisch in den Geist der Geschmacklosigkeit verirrte. In Deutschland redete man mehr geschmacklos, in England mehr gewaltsam. So standen sich der deutsche Pietismus und der englische Methodismus gegenüber.

Aber hinter allen diesen Verkehrungen und Verirrungen steht doch ein größeres Erlebnis der Menschheit.

Ein neues, wahres und würdiges Verhältnis zur Schuld zu gewinnen, das gehört zu den innersten Notwendigkeiten einer zukünftigen Menschheit.

Fragen wir einmal nicht nach Göttern und Menschen. Fragen wir nicht nach Zehngebot, nach Bußpsalmen, nach Katechismus-Erklärungen. Fragen wir auch nicht nach irgendeiner »Moral«, so erhaben sie sein mag. Fragen wir nur: Was bin ich mir *selbst schuldig*? Oder auch: Was bin ich mir *selbst schuldig geblieben*?

Ein höheres Ich erwacht in uns und blickt in unser Leben hinein, wenn solche Frage lebendig wird.

Ein Mann, der tätig und angesehen im »praktischen Leben« stand, hat einmal geäußert: Wenn es einen Gott gibt, dann hat er mich geschaffen; und wenn er mich geschaffen hat, dann hat er mich so geschaffen, wie ich bin; und wenn er mich so geschaffen hat, wie ich bin, dann will er auch nicht, dass ich anders bin.

Das ist ein Bekenntnis, dem heute viele nachleben, das aber wenige so unverhohlen aussprechen.

Goethe hat gewusst: Dies ist die Religion des Tieres. *Mensch* wird man erst, wenn man – zwei Menschen in sich fühlt: einen, der man ist, und einen, der man werden möchte. »Wer immer strebend sich bemüht«: Der erst ist ein Mensch.

Wenn wir aber zwei Menschen in uns fühlen, dann werden die beiden in uns ihre Geltungsansprüche vorbringen. Dann wird offenbar werden, was der eine dem anderen »schuldig« ist. Dann muss sich der Mensch – der dritte Mensch, den wir in uns tragen – für den einen oder den anderen entscheiden. Drei Menschen: Ein solches Mysterium ist eben in Wirklichkeit der Mensch. Und je klarer man es sieht, umso *mehr* ist man Mensch.

Die alten Worte: Selbst-Verachtung, Selbst-Verleugnung, Selbst-Überwindung sagen dasselbe.



Wer sich an einem Abend erinnert, was er sich selbst schuldig geblieben, der huldigt in diesem Augenblick seinem höheren Ich.

Auch dies hat Goethe gewusst. Der Sechundsiebzigjährige hat in einem Gespräch mit dem Kanzler Müller ausgerufen: »Wie kann man leben, wenn man nicht jeden Abend sich und andern ein Absolutorium erteilt?«

Sollen wir nun dem orthodoxen Theologen recht geben, der sofort einfällt: »Da sieht man's! Goethe hat sich seine Sünden selbst vergeben! Von einer göttlichen Vergebung hat er nichts wissen wollen« –?

Sich selbst die Sünden vergeben, das tun vielmehr alle die Menschen, die unbekümmert täglich nach dem Wort Nietzsches leben: »Ein gesunder Mensch verdaut seine Sünden, wie ein gesunder Magen Backsteinkäse verdaut.« Gerade Goethes Bekenntnis kann uns zu neuer Klarheit führen.

Was geschieht in einem solchen Lebensvorgang, wie ihn Goethe beschreibt? – Ein höheres Ich steht einem niederen Ich gegenüber. *Nicht* das niedere Ich, das die Verfehlungen begangen hat, entscheidet, sondern das höhere Ich. In diesem höheren Ich regt sich das Ideal des Menschen, und damit – Gott. Dieses ideale Ich erkennt frei an, was mangelhaft war. Dann aber gelobt es sich ein Weiterstreben »trotzdem«. So war es bei Goethe. Und deutlich ist auch der *christliche* Gott zu erkennen, der in diesem Ich da ist.

Sonst würde es nicht von »Vergebung« reden, vor allem auch nicht von Vergebung gegen die anderen.

Hier sind wir auf dem Weg zu dem neuen Schuldgefühl, das sich der Mensch zu erobern hat.

Und hier sind wir auch ganz in der Christus-Nähe.

»Wenn ihr nicht glaubt, dass *ich bin*, so werdet ihr sterben in euren Sünden!« (Joh. 8,24). Ein neues Ich allein kann den Menschen in seinem innersten Wesenskern erheben über alle Schuld, die er begangen hat und begeht. »Glauben, dass ich bin« heißt in Wahrheit: mit seinem Ich sich anschließen an das Christus-Ich. Dann leuchtet im Christus-Ich unser wahres Ich auf. Und was wir diesem wahren Ich »schuldig« bleiben, *das ist unser neues, ganz persönliches, gesetzesfreies Schuldgefühl*.

Ohne solches Schuldgefühl aber kann der Mensch sein neues Ich niemals in sich wohnend tragen. Und doch ist er mit seinem neuen Lebens-Mittelpunkt, mit seinem höheren Ich nicht mehr der Welt der Verirrungen angehörig. Er schaut auf »sich selbst« herab. Er schafft »sich selbst« um. Er hat den »Punkt« gefunden, von dem aus er die Welt, seine alte Innenwelt – allmählich – aus den Angeln heben kann.



Man sagt, das Schuldgefühl mache feig; denn der Mensch müsse sich doch zu seinen eigenen Taten immer frei bekennen. Das Schuldgefühl sei unwahr, denn nur *nachher* lasse der Mensch immer nicht gelten, was er doch *vorher* immer selbst gewollt habe. Das Schuldgefühl sei unwürdig; denn der Mensch werde dadurch verhindert, zu einem ungebrochenen Lebensgefühl zu kommen. –

Wir denken uns unsere letzte Abendstunde aus. Da blicken wir in den vergangenen Tag zurück. Ein höheres Ich wird rege und sieht sich unser Leben an. Wir lassen es durch das Christus-Licht erleuchten. Oder wir versuchen, mit Christi Augen auf unsere Taten hinzuschauen. Oder wir versuchen gar, Christus selbst durch unsere Augen auf unser Leben blicken zu lassen. Aus dieser Welt holen wir unser eigenes höheres Ich herab und scheiden uns von dem, was ein alltägliches, unerleuchtetes Ich begangen hat.

Was ist daran feig? Es gehört gerade Mut dazu, sich so ins reine Licht zu wagen. Und feig ist es vielmehr, diesen Mut nicht zu haben.

Was ist daran unwahr? Wir fassen uns ja gerade das Herz zur Wahrheit. Und unwahr ist es, sich nicht eingestehen zu wollen, wie man eigentlich im Schein der Wahrheit aussieht.

Was ist daran unwürdig? Wir empfinden gerade hohe Menschenwürde, indem wir unser Menschenideal einatmen. Und unwürdig ist es, vor diesem Menschenideal sich selbst zu verbergen, auf der Flucht vor ihm zu sein.

Hohe Dichtkunst hat sich aufgemacht, um dem Menschen solche Würde sichtbar zu machen. Wir schauen den Orestes, wie ihn Aischylos vor unsere Augen stellt. Er hat seine Mutter erschlagen. Nun steht es in ihm auf, sein göttliches Ich, und spricht sich selbst das Urteil, obwohl alles herbeieilt, ihn zu entschuldigen, der Freund, der Chor, der Götterspruch. In der Majestät der Wahrheit steht dieses höhere Ich da und lässt sich nichts abdringen. Ich bin schuldig! – Ist das würdelos?

In Tolstois »Macht der Finsternis« sehen wir den Bauern Nikita, wie er sich aufrichtet aus der heillosen Umgebung, frei seine Schuld bekennt und die Folgen seiner Taten auf sich nimmt. Um ihn her zieht der alte Akim heilige Kreise, dass niemand »das Gotteswerk störe«, das sich in einem höheren Ich begibt. – Ist das würdelos? – Vor solche Menschenbilder sollte man alle die führen, die eine überlegene Weisheit zu verkündigen glauben, wenn sie sagen, der Mensch erniedrige sich selbst und verletze die Menschenwürde, wenn er von Schuld spreche. – Wahre Menschenwürde ist es, aus seinem niederen Ich frei hinüberzugehen in sein höheres Ich und aus dem höheren Ich heraus sich selbst Recht zu sprechen, ernster, als je ein anderer könnte und dürfte.

Wie vieles sagt schon die Form, in der die fünfte Bitte gegeben ist!

Das ist kein zerknirschtes Wühlen in der Sünde. Kein sadistisches Sichselbst-Zerfleischen. Keine feindselig-selbstgefällige Selbstanklage. Kein hypnotisiertes Starren auf die dunklen Flecken. Frei tritt der Mensch vor seinen Gott, wahr, ruhig, vertrauensvoll, sicher. Kein Wort mehr als nötig.

Wie bedeutsam auch, dass das Vaterunser nicht mit der fünften Bitte beginnt. Da hat Christus dem Schuldgefühl für immer seine rechte Stelle

angewiesen. Der Mensch lebt zunächst ganz selbstverständlich im warmen Lebensschein der göttlichen Sonne. Er spricht die Anrede und die vier ersten Bitten. Auf seine Schuld kommt es für die göttliche Welt zunächst gar nicht an. Der Mensch wird nicht von vornherein auf die Knie niedergezwungen, sondern beugt sich dann in Freiheit selbst, wenn er die göttlichen Segnungen empfangen hat. Wer das ganze Christentum unter dem Blickpunkt der persönlichen Schuld sieht, nimmt *sich* zu wichtig und groß und *Gott* nicht groß und wichtig genug.

Von den »Schulden« wird geredet, nicht von der Schuld. Die Urschuld der Menschheit, der Erbanteil des Einzelmenschen am großen Weltabfall ruht bereits im Schein der Vergebung. Aber die immer neuen Abirrungen, das tägliche Zurückbleiben: Darüber kann nun doch nicht hinweggelebt werden, als ob es gar nicht da wäre.

Auch hier in der fünften Bitte kommt der Einzelne nicht allein. Er fühlt sich nicht als »besonderer Sünder«. Er sagt »uns« und »unser«. Auch in diesem Allerinnersten vermag er es nicht, nur an sich selbst zu denken. Er nimmt teil an einem ernstem Menschheitsschicksal. Er klagt nicht darüber, aber er schüttelt es auch nicht ab.

Dadurch ändert sich aber sein ganzes Verhältnis zu den anderen Menschen. Ganz selbstverständlich wird nun hinzugefügt: »Wie wir vergeben unseren Schuldigern«. Vielleicht sind wir nirgends der Menschenwürde, wie Christus sie brachte, näher als hier. In dem Augenblick, wo der Mensch ganz auf das Bitten und Annehmen angewiesen ist – da darf er etwas *tun*. Da tut sich ihm die Pforte zur Göttlichkeit selbst auf. Nicht gedemütigt soll er stehen vor der göttlichen Verzeihung, sondern sofort wird er aufgenommen in das *Mitleben*, *Mitregieren* mit Gott. Die würdevollste Behandlung des Menschen liegt darin, dass er in dem Augenblick, wo er sich nicht selbst helfen kann, wo er die höhere Macht als einen Druck empfinden könnte, selbst zu göttlicher Tat emporsteigen darf. *Er darf vergeben.*

Wer keinen anderen über Sünde und Schuld reden hören kann: Christus kann er reden hören. Er muss nur durch das Gerede der Menschen hindurch Christi Stimme wirklich vernehmen.

»Wenn du deine Gabe zum Altar bringst und wirst allda eingedenk, dass

dein Bruder etwas wider dich habe, so lass allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder« (Matth. 5,23). Da ist kein mosaischer Dekalog, auch kein »Sittengesetz in der eigenen Brust«, das seine Schatten verdunkelnd hereinwirft in die freie Menschenseele. Vielmehr das lautere Licht des göttlichen Lebensumkreises wird so mächtig empfunden, dass auch der letzte Rest von Unversöhnlichkeit in der Seele nicht mehr leben kann. Man hat oft darauf aufmerksam gemacht: Es heißt nicht nur »werde eingedenk, dass du etwas wider deinen Bruder hast«, sondern »werde eingedenk, dass dein Bruder etwas wider dich hat«. Wir können im Licht dieses göttlichen Lebens nicht stehen, nicht nur wenn wir *selbst* unversöhnlich sind, sondern auch wenn *der andere* unversöhnlich ist, und wir haben noch nicht das Letzte zur Versöhnung gewagt. An einem einzigen solchen Wort – und wie viele ähnliche gibt es – kann man den Geist Christi tief in sich nacherleben.

Mit diesem strengsten Gefühl für Reinheit verbindet sich aber die zarteste Achtung vor dem Menschen. Einzigartig steht diese Achtung vor dem Menschen in der Weltgeschichte da. Durch die Jahrhunderte leuchtet die Geschichte von der großen Sünderin (Luk. 7,36–50), die Geschichte von Zachäus (Luk. 19,1–10), die Geschichte von der Ehebrecherin (Joh. 8,1–11).

Flammendes Weltgericht konnte aus Christus hervorbrechen. Nicht nur die Tempelreinigung ist das Zeugnis dafür, die unerbittliche Klarheit, Kraft und Größe im Kampf gegen das verfälschte Religionswesen war in allen Stunden gleich. Da hat Christus Bußpredigten gehalten, die wahrhaftig gewaltiger waren als die Bußpredigten der mönchischen Geißelprediger oder der methodistischen Massenbekehrer. Aber nicht gegen die »Zöllner und Sünder«, sondern gegen die selbstgerechten Frommen hat er sie gerichtet.

Zwischen alle lodernde Entrüstung hinein über das heuchlerische Religionswesen dürfen wir dann immer miterleben das Aufwallen einer reinsten Geistesfreude über den Menschen, der sich zum Guten entschließt, wie im Gleichnis vom verlorenen Sohn, oder das Aufquellen einer unausdenklichen Weltengüte, wie im Wort zum Schächer am Kreuz.

Man staunt immer aufs Neue, wie wenig seine eigenen Anhänger Christus wirklich *gesehen* haben.

Nie hat Christus gesagt: Verdammt seid ihr, wenn ihr eure Sünden nicht bereut –, sondern er hat gesagt: Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.

Nie hat Christus gesagt: Grundslecht seid ihr alle, wenn man euch mit Gottes Augen ansieht –, sondern er hat gesagt: Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!

Dies ist der Unterschied zwischen Christus und den Christen. –

Wer keinen anderen über Sünde und Schuld reden hören kann: Christus kann er reden hören. Ja, diese Stimme ist das größte Erlebnis der Menschheit.



Viele hochstehende Menschen leiden, mehr, als sie selbst wissen, unter einem dauernden Druck. Ihr Lebensgefühl sagt ihnen, dass sie nicht sind, wie sie sein sollten, nicht erfüllen, was sie tun sollten. »Nirgends kommt man nach« – wenn man nicht übergengigig ist in Bezug auf sich selbst. So geht es durch das ganze Leben.

Mitunter bricht dann diese Grundlebensstimmung auch in Wahnvorstellungen durch. –

Aber stößt nicht die fünfte Bitte den Menschen geradezu in ein solches Lebensgefühl hinein?

Sie ist im Gegenteil das wahre Mittel, sich davon völlig frei zu machen.

Auf dreifache Weise kann man sich befreien. Auf *primitive* Weise, wenn man den Rat befolgt, den auch viele Ärzte geben: Kümmre dich einfach nicht darum! Sieh auf die anderen! Lass die dummen Gedanken!

Auf *philosophische* Weise, wenn man sich hineinpresst in die Anschauung: »Der Mensch ist völlig vorbestimmt in seinem Wesen und Leben. Er kann überhaupt in keinem Augenblick anders handeln, als er es tut. Alles andere ist Aberglauben.«

Auf *religiöse* Weise, wenn man sich mutvoll entschlossen in das Licht der allerhöchsten Autorität stellt. Dringt man dann nicht nur bis zu ihrer Heiligkeit, sondern bis zu ihrer Güte vor, dann kehrt man ins Leben zurück, lebend nur auf dem Lebensgrund der göttlichen Huld, unangreifbar für alle Anklagemächte, unangreifbar für den Tadel der anderen Menschen, unangreifbar auch für alle Selbstvorwürfe. – Wenn die Psychoanalyse eines ans Licht gebracht hat, dann dies, was ungelöste Komplexe im Leben anrichten können. Aus solchen Herden können selbst nach Jahren noch Krankheiten aufschwären. Darum entdeckt man ärztlicherseits wieder den Wert der Beichte, sei es vor dem Priester, sei es vor einem psychologisch

geschulten Berater. Eine neue Gestalt der religiösen Beichte ist in dem Sakrament der Christengemeinschaft gegeben. Aber auch die Selbstbeichte darf nicht fehlen.

Noch viel mehr würde dies eingesehen werden, wenn die Menschen wüssten, was ungelöste Komplexe für das Leben *nach dem Tod* bedeuten. Dann treten wir ein in die moralische Atmosphäre der Welt. Wir können nicht mehr »darüber hinwegleben«. Wir haben keine Möglichkeit mehr, uns selbst zu täuschen. Solche unausgetragenen, unaufgelichteten Seelendunkelheiten, Unwahrheiten und Unversöhnlichkeiten können dann zu Wolken werden, die uns den Ausblick auf die göttlichen Höhen verfinstern. So könnte sich das Wort erfüllen: Also wird euch mein himmlischer Vater auch tun, wenn ihr nicht von Herzen vergebt eurem Bruder seine Fehler.

Wer die fünfte Bitte ernst nimmt, säubert die Atmosphäre um seine Seele her schon in diesem Leben. Er stört mutvoll die Krankheitsherde auf, aus denen Unheil aufsteigen kann. Er schafft reine Luft um sich und ordnet sich als moralisches Wesen dem Universum jetzt schon ein.

Oft ist man heute entsetzt über das vollendete Unverständnis, das dem Klostererlebnis Luthers selbst in Deutschland entgegengebracht wird.

Wie ganz anders war es da bei einem Geist wie Rudolf Steiner. Ein Gespräch aus dem Jahre 1915 ist mir in stärkster Erinnerung. In Bezug auf die Selbsterkenntnis sagte Rudolf Steiner: »Wenn man in sich selber tiefer hineinschaut, dann entdeckt man Dinge – über die man gar nicht reden mag.« Und im Hinblick auf seine eigenen Fähigkeiten sagte er: »Das ist Gnade.«

Ohne dass die beiden Worte unmittelbar zusammenhingen, auch ohne dass eine bewusste Absicht bestand gegenüber dem protestantischen Theologen, als der ich damals vor ihm stand, fielen diese Lebensäußerungen. Aber sie waren Weltgeschichte. Sie offenbarten, wie ein wahrhaft großer Geist sich der göttlichen Welt gegenüber fühlt. Sie zeigten auch, wie das Luther-Erlebnis in eine neu heraufziehende umfassende Weltanschauung aufgenommen werden kann.

Der Satz »Wie wir vergeben unseren Schuldigern« kam mir Jahre hindurch

vor wie der bekannte Stein auf der Lügenbrücke. Kein Mensch kommt ja an dieser Stelle des Vaterunsers weiter, wenn er nicht von Herzen vergeben will. Sonst betet er doch selbst den göttlichen Fluch auf sich herab. Hier wird unausweichlich offenbar, wie viel Christus an der Versöhnlichkeit unter den Menschen gelegen ist.

Aber hier kann man wieder sehen, wie wenig die Menschen Christus schon ernst genommen haben. Wie viele beten täglich das Vaterunser, ohne auch nur mit einem Gedanken daran zu denken, ihren »Schuldigen« zu vergeben.

Und doch sind wir hier gerade der Gott-Ähnlichkeit am nächsten. Christus hat das Wort: »Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist« nicht gesprochen in Bezug auf abstrakte, ethische Ideale, sondern gerade in Bezug auf Feindesliebe und Versöhnlichkeit (Matth. 5,48). Man kann auch nicht sagen – wie ich einmal von einer geistig hochgebildeten Frau gehört habe: »Wenn das Christentum Feindesliebe von mir verlangt, dann höre ich eben an dieser Stelle mit meinem Christentum auf.« Dann hört man eben an der Stelle auf, an der wir am Ersten in die Gottähnlichkeit eintreten können.

Die Menschen erträumen sich manchmal eine ganz andere Gott-Ähnlichkeit. Hier aber ist die Gott-Ähnlichkeit, zu der uns Christus führen wollte, die am Ersten zu erreichen ist und am höchsten zu wünschen: siegreiche Güte.

Im Adventsgebet der Christengemeinschaft findet sich ein Wort von dem Vatergott, der unsere Verirrungen voller Huld in die eigene göttliche Seele erlösend bergen will.


Die fünfte Bitte tut uns die Pforte auf zum Allerheiligsten der wahren Gottähnlichkeit.

»Wer wirklich Gott kennt, wird nicht nötig haben, seinem Bruder zu verzeihen; er wird nur sich selbst zu verzeihen haben, dass er nicht viel eher verziehen hat!«

Dieses Wort Tolstojs verrät einen Menschen, der in die göttliche Nähe gekommen ist, wo alle Unversöhnlichkeit – schmilzt. Wenn ich es dem anderen nicht schuldig bin, *mir selbst* bin ich es schuldig, wenn ich in der göttlichen Nähe leben will.



Eine wundervolle Emporführung der fünften Bitte nach ihren beiden Seiten in eine höhere Lebenssphäre findet sich in dem Doppelwort des Hohepriesterlichen Gebetes: »Ich heilige mich für sie, auf dass auch sie geheiligt seien in der Wahrheit!« (Joh. 17).



Die fünfte Bitte ist im Vaterunser die erste und einzige, mit der wir uns unmittelbar unseren Mitmenschen zuwenden. Die drei ersten Bitten wandten sich dem Himmel zu; die vierte Bitte der Erde; die fünfte dem Menschen; die sechste uns selbst; die siebte der Weltzukunft.


Wer den Sinn solcher Gedankenfolge beachtet, der fragt sich: Soll vielleicht die Versöhnungsgesinnung zur Grundlage der *neuen Menschengemeinschaft* gemacht werden?

Das soll sie auch – so gewiss die göttliche Huld die Grundlage einer neuen *Gottesgemeinschaft* geworden ist. Das bedeutet weder Feigheit noch Weichheit, wie Christus selbst verbürgt. Aber auch bei der stärksten Gegenstellung gegen einen Menschen: Die Versöhnung ist immer leicht, wenn die Versöhnlichkeit immer da ist.

Wir haben in der deutschen Sprache das Wort »nachtragen«. Man soll dem anderen Menschen sein Vergehen nicht nachtragen. Wir sollen ja im Gegenteil auch die Last, die er trägt, ihm noch abnehmen. »Einer trage des anderen Last!« Mancher aber trägt am allerschwersten an dem, was er einem anderen nach-trägt.

Frommel hat einmal auf die Frage, ob er etwas übel genommen habe, die Antwort gegeben: Es gibt so viele Übel in der Welt, dass man nicht auch noch welche »nehmen« sollte.

Es ist eine vollkommen neue Grundlage der menschlichen Gemeinschaft geschaffen worden, als Christus uns anwies, an den *Menschen* gutzumachen, was Gott an uns gutgemacht hat und immer wieder gutmachen will. Der Geist solcher Menschengemeinschaft ist noch niemals zu Ende gedacht und ausgelebt worden.



Wir denken an das Schlimmste, das wir selbst im Leben getan haben, und versenken es mit vollem Bewusstsein in die göttliche Huld. Wird uns in

einem anderen Leben Gelegenheit gegeben, es wiedergutzumachen oder einen Ausgleich dafür zu schaffen: Dem wollen wir uns keinesfalls entziehen. Aber es geschieht dann aus der Einigkeit, in der wir mit der Gotteswelt jetzt leben.

Und wir denken an das Schlimmste, das uns von einem anderen Menschen in diesem Leben angetan worden ist. Dies ist also der Mensch, an dem ich beweisen kann, ob ich Christi Geist in mir habe! Wir versenken es mit vollem Bewusstsein für immer in dieselbe göttliche Huld.

Wer solches nie getan hat, dem ist das Himmlischste unbekannt, das auf der Erde zu erleben ist. Der ist sich selbst eine höchste göttliche Reinlichkeit noch schuldig geblieben. Der kennt auch die Höhe der Tat-Dankbarkeit noch nicht, aus der dieses Leben geführt werden kann.



Von all den Fragen, die den typisch modernen Menschen quälen, braucht hier gar nicht die Rede zu sein. Vererbung, Kausalitätsgesetz, Determinismus ... Hier in der fünften Bitte tritt das Ich *heraus* aus allen diesen Erwägungen und Entschuldigungen, mögen sie noch so philosophisch sich verbrämen, erkennt an, was es tatsächlich verdorben hat im Weltall, einerlei, wie es gekommen ist, erhebt sich aus einem Naturwesen zu einem moralischen Wesen, das für sich selbst die Verantwortung auf sich nimmt, und schafft das Böse, das es getan hat, das ihm getan worden ist, frei um in Kraft des Guten.

■ UND FÜHRE UNS NICHT IN
VERSUCHUNG

In der fünften Bitte: Vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unseren Schuldigern! hat sich der Mensch als ein eigenes Ich in die moralische Welt eingeordnet. In der sechsten Bitte: Führe uns nicht in Versuchung! wird er nun noch ernster erleuchtet über die Welt, in der er da zu leben hat.

Viele Menschen der Gegenwart haben gar keinen Sinn gerade für diese Bitte. Sie ist ihnen ganz fremd. Aber dann sind sie eben noch nicht aufgewacht für die gigantischen Geisterkämpfe, die unsichtbar vor sich gehen in der höheren Welt.

Das Streitobjekt dieser Kämpfe ist der Mensch selbst. Wenn im Neuen Testament (Brief des Judas) erzählt wird, dass Michael mit dem Satan um den Leichnam des Moses kämpfte – wir können heute auch solche Mitteilungen besser verstehen als die Jahrhunderte vor uns –, so geht der erbittertste Kampf um den *lebendigen* Menschen.

Im Urchristentum hat man das gewusst. »Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel« (Eph. 6,12). Auch der Blick, mit dem Paulus in die Hintergründe der Erdenkämpfe geschaut hat, erschien den Menschen lange Zeit als seltsam fremd, ja veraltet abergläubisch. Heute ist eine Zeit da, in der man ohne solche Einsichten immer weniger zurechtkommen wird. Gerade unsere Gegenwart hat es dringend nötig, diese Bitte neu zu verstehen.

Aber die Menschen träumen in einem großen Zivilisationsschlaf dahin. Sie spüren die Geisterscharen nicht, die über ihnen kämpfen – um *sie*. So erscheint die Menschheit wie eine Herde, die ahnungslos zwischen zwei kämpfenden Heeren weidet, sich nicht kümmert um den Donner der Schlachten und nichts davon spürt, dass es um sie selbst geht – nicht nur um ihren Weideplatz, sondern um ihr Leben.

Wie ein erstes Aufrütteln, zunächst für den persönlichen Lebenskampf, tritt diese Bitte in die heutige Menschheit ein.



Keine Frage über das Vaterunser hört man häufiger als diese, warum es denn heißt: Führe uns nicht in Versuchung; ob es nicht richtiger heiße: Bewahre uns vor der Versuchung, oder: Bewahre uns in der Versuchung?

Die Menschen bringen ihren Gegenwartsintellekt an eine solche Bitte

heran und argumentieren mit ihrer Logik: »Wie ist das denn: Gott führt mich doch nicht absichtlich in Versuchung, damit ich fallen soll. Dann wäre er ja kein vollkommen guter Gott. Gott *sucht* den Menschen, aber er *versucht* ihn nicht. Soll aber gemeint sein, dass er mich erproben will, um mir meine Mängel zum Bewusstsein zu bringen und mich zu stärken, so ist das doch nur gut gemeint. Dann darf ich aber nicht dagegen beten. Also entweder: Gott führt mich *nicht* in Versuchung; dann muss ich diese Bitte nicht beten. Oder aber: Gott führt mich in Versuchung; dann *darf* ich diese Bitte nicht beten.« So kann der Gegenwartsmensch mit dieser Bitte »nichts anfangen«.

Was hier ausgesprochen ist, das hat auch in die Katechismus-Erklärungen Eingang gefunden. Luther sagt in seinem »Kleinen Katechismus«: »Gott versucht zwar niemand; aber wir bitten in diesem Gebet, dass uns Gott wolle behüten und erhalten, auf dass uns der Teufel, die Welt und unser Fleisch ...«

Es ist verständlich, dass Luther so redet. Aber es bringt die sechste Bitte doch um ihre lebendige Seele. Diese Bitte atmet in einer ganz anderen Welt als in der Welt des modernen Intellektualismus.

Die Seele dieser Bitte ist das Beben vor der Versuchung und das Sich-Bergen bei Gott. Wo sonst soll der Mensch hinfliehen, wenn er bangt vor der Versuchung? Dort allein ist Hilfe.

Und indem er so betet – macht er es Gott möglich, ihm die Versuchung zu *ersparen*. Denn was will die Versuchung? Und was vermag der Fall? Er kann dem Menschen gegenüber dem Bösen die Augen öffnen und den Willen stärken. Dies aber ist umso weniger mehr nötig, je mehr der Mensch durch die Bitte sich selbst die Augen öffnet und das Herz stärkt.

Wer also diese Bitte *nicht* betet, der begibt sich selbst in Versuchung. Wer diese Bitte aber betet, der bewahrt sich selbst vor der Versuchung. Er macht ganz andere Kräfte in sich mobil. Er gibt der göttlichen Führung andere Möglichkeiten. Die Wachsamkeit, die durch die Sünde erreicht werden kann, wird nun erreicht durch die Bitte um Schutz *vor* der Sünde. *Vorher* wird gewonnen, was sonst *nachher* gewonnen werden kann.

So könnte man versucht sein zu sagen: Keine Bitte ist nötiger als diese. Und keine Bitte ist der Erhörung gewisser als diese.

Man wird auch allmählich hellhörig, welchen großartigen Charakter die Bitte bekommt, wenn man die Worte »*Führe uns*« sich besonders bewusst macht. Die sechste Bitte ist die Bitte um die göttliche Führung. Führe uns so, dass wir an den Versuchungsgefahren vorübergeleitet werden. Und dies kann

Gott, wenn er darum gebeten wird.

Die göttliche Erklärung dieser Bitte finden wir im Mund Christi selbst. Im Hohepriesterlichen Gebet (Joh. 17) sagt er: »Ich bitte nicht, dass du sie von der Welt wegnehmest, sondern dass du sie bewahrest vor dem Bösen.« Und diese Bitte wird dann übergeführt in ihre positive Ergänzung: »Heilige sie in deiner Wahrheit; dein Wort ist die Wahrheit.« Und wundervoll sehen wir die innere Bewegung in der Seele Christi weitergehen mit dem Wort: »Ich heilige mich selbst für sie, auf dass auch sie geheiligt seien in der Wahrheit.«

In der sechsten Bitte aber ist das menschliche Gegenbild zu diesem Hohepriesterlichen Gebet. Das schrankenlose Vertrauen zum göttlichen Vater, das innere Beben vor dem Bösen und das Sich-Bergen beim Vater ist in gedrängtester Kürze so vollkommen zusammengefasst, dass man diese Bitte gerade in ihrem Wortlaut, ganz ungebrochen und unangebröckelt, immer mehr erlebt als die rechte Bitte für unseren Durchgang durch die Welt.



In der Geistesgeschichte der Menschheit steht neben den großen Gesandten der Gotteswelt immer der Versucher. So finden wir in der Nähe des Buddha den Mara. So fühlte Luther den Teufel sich »näher als sein eignes Hemd«. So stellte in der größten deutschen Dichtung Goethe neben die Menschengestalt des Faust die Versuchergestalt des Mephistopheles und lässt das Menschenleben im Gegenspiel zwischen Mensch und Versucher an uns vorüberziehen.

Auch die großen Heiligen des Mittelalters fühlten in ihrer unmittelbaren geistigen Nähe immer die dämonischen Mächte. Hundert Bilder und Berichte erzählen uns höchst anschaulich von ihnen. Nur der Mensch der Gegenwart weiß nichts davon.

Welche äußersten Anstrengungen mögen die Widersachermächte gemacht haben, um Christus zu Fall zu bringen! Hie und da schimmert es in den Evangelien durch. Nicht nur in der Versuchungsgeschichte. Wir erleben es mit, mit welcher Schärfe, ja Schroffheit, Christus den Petrus zurückweist; denn, verkleidet in die wohlmeinenden Worte seines ersten Jüngers, erkennt er den Versucher selbst. Auch als Christus in den Tod geht, fühlt er noch den Widersacher um sich. »Es kommt der Fürst dieser Welt ...« (Joh. 14,30).

Und wir? Die Versuchung ist nicht nur allzeit nah, sondern ganz besonders

nah in allen großen Entscheidungsstunden unseres Lebens. Auch in den kleinen Entscheidungsstunden. Der Platz des Versuchers ist vor dem Tempel. Aber man begegnet ihm nicht nur, wenn man herausgeht, sondern schon, wenn man hineingeht. Nicht nur, wenn wir Großes erlebt haben, müssen wir auf der Hut sein, ob uns nicht jetzt eine Falle gestellt wird; sondern auch, wenn wir Großes erst erleben *sollen*. Tritt eine starke Versuchung an uns heran, dann ist uns anderswo Großes zgedacht gewesen. Und die Widersachermacht hat es eher gemerkt als wir und will uns darum bringen. Selbst im Gottesdienst, selbst im Gebet, wenn kleine Störungen uns herauswerfen wollen, mögen wir aufmerksam werden, ob uns nicht eben jetzt Großes entgegenkam. –

Als Christus die Worte sprach: »Es kommt der Fürst dieser Welt«, da setzte er hinzu: »Aber er hat nichts an mir« (Joh. 14,30). Der Widersacher konnte trotz aller Anstrengung nicht mehr an ihn heran. Es war keine Einbruchsstelle vorhanden.

Unsere Einbruchsstellen sind den Widersachermächten besser bekannt als uns selbst. Und immer wieder finden sie Einbruchsstellen, an die wir nicht gedacht hätten. Je mehr wir sie aber kennen und durch die sechste Bitte verwahren, umso mehr geht uns auf, wie es in Christus gewesen sein muss, als er sprach: »Der Fürst dieser Welt hat *nichts* an mir.«

Selma Lagerlöf erzählt die Legende von einem Ritter, der sich am Heiligen Grab in Jerusalem ein Licht angezündet hat. Dieses Licht möchte er nach Hause bringen. Und indem er nun sein Licht vor Windzug bewahren muss, wird er selbst ein ganz anderer Mensch. –

Ein Erlebnis wird der Ritter sicherlich gehabt haben, das er vorher nicht vermutete: Er wird erfahren haben, wie viel Wind es in der Welt gibt.

Die Menschen von heute sind im äußeren Leben sicher und kundig wie in keiner Zeit zuvor. Im inneren Leben sind sie so primitiv und naiv, wie sie es selber nicht ahnen. Nicht jeder ist so offen wie der Mann, der einmal zu mir sagte: »Sie sprechen immer von Seelenleben. Das ist etwas, worum ich mich nie gekümmert habe. Ich habe auch gar keine Zeit dazu. Aber meine Frau interessiert sich dafür.« – Die Folge ist, dass man in seiner Seele alles sich tummeln lässt, was nur nicht gerade den Staat erschüttert oder was ins

Gefängnis bringt. Man fürchtet sich vor der Verseuchung, aber nicht vor der Versuchung. Im Gegenteil: Schon aus Neugier sucht man sie gerade auf.

Die Großen der Seele haben anders gedacht. Und niemand verdenkt es den Heiligen des Mittelalters, wenn sie nicht vor Menschen, aber vor Versuchungen geflohen sind.

Es ist gerade der Stärkste, der uns beten lehrte: Führe uns nicht in Versuchung!

An einem Abend, der in größerem Kreis der religiösen Aussprache dienen wollte, geschah es, dass ein Mann aufstand, ein tief erlebender, feingestimmter Mensch, und in bitteren, erregten Worten Gott anklagte, dass er es dem Menschen so schwer macht, dass er sich so verbirgt, dass er dem gutwillenden Menschen nicht *mehr* zu Hilfe kommt. Benommen stand die ganze Versammlung unter dem niederdrückenden Eindruck dieser Rede. Es wäre kaum gelungen, so rasch die rechte Antwort zu finden und die rechte Form der Antwort, wenn nicht der Zufall – der doch kein Zufall ist – mir auf der Fahrt zu diesem Abend eine Geschichte von Meister Eckehart zu Gesicht gebracht hätte. Man brauchte damals nichts anderes zu tun, als sie vorzulesen.

»Ich habe einen Herrn gekannt, der hatte die Gewohnheit, wenn er einen in sein Gefolge genommen hatte, dass er den aussandte bei Nacht, und ritt ihn dann selber an und focht mit ihm. Und da geschah ihm einmal, dass er beinahe erschlagen ward von einem, den er also versuchen wollte. Und diesen Knecht hielt er hernach lieb und wert.«

Bei keiner Bitte ist der Mensch mehr geneigt – wenn er sie überhaupt betet – zu sagen: *mich*, und nicht: *uns*. Nimmt man das Wort »uns« ernst, so schaut man in dunkle Welten, an die man bisher nicht gedacht hatte. Christus gebraucht dafür das Wort »Ärgernis«, das so vieles in sich schließt, woran heute kaum noch ein Mensch denkt.

Nicht nur, dass unsere eigene Verirrung fast immer die Verirrung anderer Menschen nach sich zieht. Auch unser fehlendes Vorbild richtet in unserem ganzen Umkreis Schaden an.

Am erschütterndsten hat Conrad Ferdinand Meyer ausgesprochen, was das Wort »uns« der sechsten Bitte sagen will:

»Mir träumt', ich komm' ans Himmeltor
Und finde dich, die Süße!
Du saßest bei dem Quell davor
Und wuschest dir die Füße.

Du wuschest, wuschest ohne Rast
Den blendend weißen Schimmer,
Begannst mit wunderlicher Hast
Dein Werk von Neuem immer.

Ich frug: ›Was badest du dich hier
Mit tränennassen Wangen?‹
Du sprachst: ›Weil ich im Staub mit dir,
So tief im Staub gegangen.« –

Wie eine positive Ergänzung dazu ist die Antwort, die in Goethes »Faust« von der Himmelskönigin gegeben wird, als Gretchen zu helfen sucht:


»Komm, hebe dich zu höhern Sphären;
Wenn er dich ahnt, folgt er dir nach!«

Suso, der Meister der mittelalterlichen Mystik, hatte einen Traum. Ein hoher Gottesfreund erschien ihm aus dem Reich der Heimgegangenen. Da fragte ihn Suso: Welches ist wohl die schwerste Heimsuchung, die zugleich dem Menschen die förderlichste ist? Und der Gottesfreund sprach: Um Gottes willen von Gott verlassen sein. Und auf Susos Verwundern erwiderte er: Da lernt der Mensch Gott lieben, nicht um Lohn und Seligkeit, sondern um Gottes willen.

In magischer Größe steht die Versuchungsgeschichte in den Evangelien. Wie in schattenhaften Umrissen nehmen wir wahr, wie übermenschliche

Geistgewalten miteinander ringen. Geisterhaft wird ein Entscheidungskampf ausgekämpft um den Menschen und um das Schicksal der Erde.

Die Evangelien sind nicht nur ein geschichtlicher Bericht, sondern sind das umfassende Lebensbuch, das mit der Menschheit durch die Zeiten wandert. Und wirklich: Hier werden *die* Versuchungen geschildert (Matth.4). Hier werden *die* Waffen dargereicht. Hier blickt uns *die* Hilfe an für alle Zeiten.



Die erste Versuchung kommt vom *Leib*.

»Bist du Gottes Sohn, so sprich, dass diese Steine Brot werden!« So raunt der Versucher dem Hungernden zu.

Wie rein und groß muss ein Mensch sein, dem vom Leib her nur der Hunger gefährlich werden kann, nur das Bedürfnis nach dem Stück Brot, das er *braucht*, um auf der Erde den göttlichen Willen zu erfüllen. Wir denken an die vierte Bitte, wo Christus von allen Schätzen der Erde sich nur ein Stück Brot erbittet, um dem Vater dienen zu können. – Und wie gottgewaltig muss ein Mensch sich fühlen, wenn es ihm ein ernsthafter Versuchungsgedanke werden kann, im göttlichen Namen Steine in Brot zu verwandeln.

Aber so groß und rein hier die Versuchung erlebt worden ist: Das Wort, das Christus in dieser Stunde spricht, gilt für *alle* Versuchungen, die vom Leibe her kommen können. »Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht.«

Die Asketen aller Zeiten haben im Kampf mit ihrem Leibe gestanden. Aber sie haben allzu häufig in der Abwehr gelebt, den Gegner bekämpft, indem sie ihn anschauten. Und dadurch kann er gerade mächtig werden. Christus zeigt eine ganz andere Kampfesart. Er lehrt die Abkehr, besser: die Hinkehr zum göttlichen Willen. Nichts asketisch Gewaltsames ist in dem Wort: Der Mensch lebt von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. Aber alle Genüsse des Leibes verlieren ihre Lockung, alle Gefahren des Leibes verlieren ihre Kraft, wenn dieses Wort wirklich in der Seele herrschend und führend wird.

Man muss dieses Christus-Siegeswort erproben im Kampf mit dem eigenen Körper. Es ist das hoheitsvolle Bekenntnis zum Geist, dem der Körper zu dienen hat.

Unermessliche Hintergründe hat eine solche Erzählung. Don Juan, der

Anbeter des Leibes, hat den steinernen Gast zu Tisch geladen und fällt ihm zum Opfer. Wer dem Körper dient, sinkt ins Mineralische hinab, das dem Tod verwandt ist. Darum hat auch unsere Zeit, die sich dem Leibe zugewandt hat, nur eine Todesphilosophie. Auch alle die Langeweile, Müdigkeit und Ödigkeit, die dem Körperdienst folgt, ist schon gähnender Tod.

Der aber, der ganz vom göttlichen Willen lebte, wurde auch mit seinem Leibe zum »Brot des Lebens«.

Die zweite Versuchung können wir als eine Versuchung von der *Seele* her auffassen.

»Da führte ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Zinne des Tempels und sprach zu ihm: Bist du Gottes Sohn, so lass dich hinab; denn es steht geschrieben: Er wird seinen Engeln über dir Befehl tun, und sie werden dich auf den Händen tragen, auf dass du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.«

Wieder kommt uns zuerst die Frage: Wie rein und hoch muss eine Seele sein, an die der Versucher nur herankann mit der Versuchung zu einem blinden Gottvertrauen, zu einem bedingungslosen Gottgehorsam! Und wie gottgewaltig muss ein Mensch sich fühlen, in dessen Seele der Gedanke aufgleißen kann: Könnte ich nicht mit einer Tat völliger Gottessicherheit mein Werk beginnen?

Man hat im Hinblick auf diese Versuchung gesagt: Da sieht man, dass einer mit Bibelsprüchen um sich werfen kann und kann doch der leibhaftige Satan sein. Der Ingrim, der hier spricht, hat seine Erfahrungen an Christen gemacht. In jener Stunde regte sich aber wirklich in der Christus-Seele das Höchste, das es bis dahin in Israel und in der religiösen Welt überhaupt gab: Gottgehorsam und Gottvertrauen. Da mag das Erbe gewirkt haben, das ihm zur Verfügung gestellt war aus dem Teil der Menschheit, der am meisten religiös erzogen war. Aber freilich: Der Gott, dem sie dienten, war der Gott, der *einst* gesprochen, nicht der Gott, der jetzt sprach; der Gott der *Vergangenheit*, nicht der Gott der *Gegenwart*. Tempel und heilige Schriften: Daraus kam die Versuchung.

Das »Glück«, das von religiösen Seelen in der Gottverbundenheit erfahren wird, suchen die meisten Menschen an anderen Orten: in der Ehre, im

Vergnügen, in der Macht. Und doch ist das Wort, das Christus damals sprach zur Abwehr des Versuchers, das rechte Wort für *alle* Gefahren, die aus der Seele kommen: »Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen!« Als eine Herausforderung Gottes, als eine Auflehnung gegen den Vater empfand es Christus schon, wenn man beim Gott der Vergangenheit sich wohlfühlt, statt ganz für den Gott der Gegenwart da zu sein. Als eine Auflehnung gegen den Vater würde er erst recht jedes Streben nach selbstischem Glück empfunden haben. Denn die Menschenseele ist die vorbestimmte Wohnung Gottes, die seit Jahrtausenden aufgebaut ist.

Wir brauchen nur darauf zu achten, wie uns zumute ist, wenn wir mit irgendeiner Bitte um persönliches Glück an Gott herantreten wollen. »So darfst du nicht vor Gott kommen!« Das sagt uns – unsere eigene Seele. Sie weiß, dass sie zu einer Behausung ausersehen ist, in der niemand wohnt als der unmittelbar gegenwärtige Gott allein.

Die dritte Versuchung kommt dem Anschein nach aus der Welt.

»Wiederum führte ihn der Teufel mit sich auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: Das alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest.«

Aber war für Christus wirklich die *Welt* eine Gefahr? Dann konnte es doch nur die *innere* Seite alles dessen sein, was es gibt. Und so können wir auch sagen: Es ist die Versuchung, die vom Geist her an ihn herantritt.

Wieder stehen wir erstaunt vor der Größe eines Menschen, in dem dies: Alles oder nichts! vor sich geht, der sich eine solche Welteroberung, sei sie innerlich oder sei sie auch äußerlich, wie selbstverständlich zutraut.

Aber hier fällt nun die endgültige Entscheidung. Nicht nur über Christus, sondern auch über die Welt und über den Geist. Das weiß der Versucher. Und er versucht es mit der Demaskierung, wie in der zweiten Versuchung mit der Maske.

Jetzt bricht das königlich große Wort hervor: »Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen!«

»Da verließ ihn der Teufel: Und siehe, da traten die Engel zu ihm und dienten ihm.«

In der nordischen Sagenwelt findet sich die Erzählung von dem Helden, der einen frühen Tod sterben muss, aber für seinen Sohn ein Schwert in die Eiche stößt, damit es ihm einmal in der Not zum Retter werde.

Ähnlich kann man die drei Worte erleben, die uns Christus aus seinen eigenen Versuchungen zurückgelassen hat. Und diese drei Worte sind im Grund eines.

Die drei Reiche, in denen der Mensch leben muss, Leib, Seele, Geist, schickten ihre erlesensten Krieger aus gegen Christus. Niemand hat die Versuchungen der drei Reiche größer erlebt. Und niemand hat sie größer bestanden.

Immer wieder kommen für den Menschen aus diesen drei Reichen die Versuchungen. Und wenn eine neue Christus-Zeit anbrechen will, dann umso sicherer und gefährlicher. Aber heute will Christus die drei Versuchungen in uns bestehen, wie er sie einst für uns bestanden hat. Und die Waffen liegen bereit.

Großartig ist vor allem auch, wie die drei Versuchungen und der Sieg in ihnen sich hernach in Christus verwandelt zu den drei ersten Vaterunser-Bitten für seine Jünger.

»Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen.« Dieses Wort erscheint wieder in der ersten Bitte des Vaterunser: »Geheiligt werde dein Name!«

»Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen« – auch nicht durch Tempel und Heilige Schrift! Du sollst frei da sein für seinen gegenwärtig schaffenden Willen. Das wandelt sich um zu der zweiten Bitte: »Dein Reich komme zu uns!«

»Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht.« Dieses Wort wird für die Jünger zu der dritten Bitte: »Dein Wille geschehe wie oben in den Himmeln also auch auf Erden!«

■ SONDERN ERLÖSE UNS VON
DEM BÖSEN

Wir haben die ersten drei Bitten unter dem Blickpunkt der Zeit betrachtet. Auch die letzten drei Bitten lassen sich zeitlich gliedern, während die vierte Bitte in der Mitte steht. Nachdem die ersten drei Bitten ganz zu Gott hin geschaut haben, fassen die letzten drei Bitten das große Weltenziel im Blick auf den *Menschen* und seine persönlichen Nöte ins Auge. Die fünfte Bitte: Vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unseren Schuldigern! macht unsere *Vergangenheit rein*. Die sechste Bitte: Führe uns nicht in Versuchung! macht unsere *Gegenwart stark*. Und die siebte Bitte: Erlöse uns von dem Bösen! macht unsere *Zukunft groß*.

Wir haben auch gesehen: In der fünften Bitte gliedert sich der Mensch als moralisches Wesen in die Weltordnung ein. In der sechsten Bitte erwacht er in der Geisteswelt und sieht ihre ernste Wirklichkeit. In der siebten Bitte aber stellt er sich in den Dienst der guten Geistgewalten als Mitstreiter zum Entscheidungskampf.

Auch diese Bitte wird um ihre Seele gebracht, wenn man statt »von dem Bösen« sagt »von dem Übel«. Auch wenn es schon seit alters, in Anlehnung an noch ältere Gebete, so geschehen ist.

Gewiss, das griechische Wort, das überliefert wird, kann übersetzt werden mit »Übel« und mit »Böses«. Und eine frühere Zeit sah beides ineinander. Wir haben heute noch den Sprachgebrauch, dass wir von einem »bösen« Finger reden und andererseits von einer »üblen« Tat. In späterer Zeit gingen dann die beiden Worte mehr ihre eigenen Wege. Aber wenn der Ton auf »Übel« liegt, dann wird das Christentum selbstsüchtig und schwach.

Entscheidend ist hier Christus selbst. Wollte er denn »von dem Übel« bewahrt bleiben, als er von den Himmeln herab das Leiden und den Tod aufsuchte? Er *wählte* geradezu das Übel, das Leiden, den Tod, als er auf die Erde kam, statt der »Herrlichkeit«, die ihm zukam in den Himmeln. Sein Beispiel macht es sonnenklar: Das Übel ist gerade das göttliche Gegenmittel gegen das Böse. Gegen das Böse in uns selbst und gegen das Böse in anderen.

Wenn *eine* Wahrheit christlich ist, dann ist es diese. Wohl hat Christus auch das Übel bekämpft. Er heilte Kranke. Er linderte Not. Er weckte Tote auf. Aber auch dies tat er nie anders als im Rahmen eines weltengroßen

Kampfes gegen das Böse. Niemals wollte er bloß Übel wegräumen. Immer ging es ihm darum, die Menschen vom *Bösen* zu befreien und für das *Gute* zu gewinnen.

Der Feind ist das Böse! Das ist die allgültige Auslegung, die Christus selbst durch sein Verhalten der siebten Bitte gegeben hat.

Das Übel ist im Gefolge des Bösen. Das Übel ist das göttliche Gegenmittel gegen das Böse. Das Übel verschwindet mit dem Bösen.

»In der Sistine dämmerhohem Raum« sitzt Michelangelo, sein Leben überdenkend.

»Den ersten Menschen formtest du aus Ton,
Ich werde schon von härterm Stoffe sein.
Da, Meister, brauchst du deinen Hammer schon,
Bildhauer Gott, schlag zu! Ich bin der Stein.«

Aber behält die Bitte nicht doch einen unheilbar schwächlichen Charakter, wenn sie heißt: »Erlöse« uns!

Betet da nicht ein Ertrinkender, der um Hilfe ruft, statt Hände und Füße zu regen?

Gegen alle solche Einwände feilt endgültig der Blick auf Christus. Mit welcher höchsten Kampfschiedenheit tritt Christus den Pharisäern entgegen! Wie schaut er hindurch durch alle menschlichen Gegner bis auf den letzten Feind! Wie schirmt er selbst noch seine Mörder, die »*nicht* wissen, was sie tun«, gegenüber dem anderen Feind, der es recht wohl weiß! Wie tritt er dem Widersacher selbst sieghaft entgegen: Weiche von mir, Satan!


Dieser Christus ist es, der die Menschen ruft in der siebten Bitte.

Das Wort »Erlösung« ist für uns belastet mit einer ganzen Geschichte der Theologie und Dogmatik. Schon klingt es ganz anders, wenn wir sagen: Mach uns los von dem Bösen! Und noch einmal anders, wenn wir sagen: Mach uns *frei*! Da wird die Bitte immer aktiver.

Noch mehr geschieht dies, wenn wir daran denken, dass diese Befreiung doch nur in unserem eigenen Innern sein und mit unserem eigenen Mitkämpfen geschehen kann. Die Bitte gegen das Übel wünscht sich äußere

Hilfe. Und das hat die Bitte verfälscht. Die Bitte gegen das *Böse* kann nur aus einer tiefen Kampfentschlossenheit hervorgehen. Da wird ja nicht von *außen* Gott herbeigerufen, sondern in Gott, wie in allen Vaterunser-Bitten, wird zu Gott emporgesprochen. In dieser Bitte kommt gerade am stärksten das menschliche Ich heraus, der innerste Mensch. Und er spricht nicht nur: Mach uns *frei!*, sondern: Mach uns *gut!* So ist in keiner Bitte des Vaterunser *mehr* Erziehung als gerade in der siebten Bitte.

Wir sagen also im Blick auf Christus selbst: Der Hauptfeind ist das Böse! Ihm gegenüber kommt der Mensch allein nicht auf, er bedarf der göttlichen Hilfe! Diese Hilfe ist für den Menschen *dann* da, wenn sein eigenes Ich sich auftut dem göttlichen Ich, wenn das göttliche Ich einzieht ins Menschen-Ich. Dadurch aber wird der Mensch notwendig zum Lichtkämpfer – mit Christus.



Je mehr unser Weltverständnis im Großen aufwacht, umso erstaunter sind wir über die ungeheure Größe dieses Weltgedankens: dass eine Welt werden sollte, in der sich das Böse ungehindert zu seiner vollen Höhe entwickeln kann.

Nicht über den Ursprung des Bösen soll hier geredet werden. Die Bibel selbst weist uns da auf andere, höhere Welten hin. Und wer darüber helfende Gedanken finden will, dem bietet sich heute die Geisteswissenschaft Rudolf Steiners zur Geisteshilfe an.

Hier aber müssen wir die Frage erheben: Was für einen Sinn hat es, dass das Böse so frei zugelassen ist? Wozu ist das Böse in der Welt da? Darüber müssen wir ja ins Klare kommen, wenn wir gegen das Böse in rechtem Geiste kämpfen wollen.

Und da ist es offenbar, dass sowohl für das Denken, wie für das Fühlen, wie für das Wollen der Menschen etwas ganz Großes erobert ist, wenn sie durch eine Welt gegangen sind, in der das Böse freigelassen ist.

Unser *Denken*. Was die göttliche Heiligkeit ist, das kann niemals voll erkannt werden, wenn nicht auch der Schatten da ist: das Böse. Würde heute, um ein Beispiel aus anderer Sphäre zu wählen, unter den Malern ein Wettbewerb ausgeschrieben, wer am eindrucksvollsten die Sonne darstellt, so würde vermutlich nicht *dem* Maler der Preis zufallen, der lauter Helligkeit auf die Leinwand bringt, sondern *dem* Maler, der auch am Schatten, am tiefen,

schweren Schatten, uns erleben lässt, wie hell und stark die Sonne strahlt.

Nicht nur die göttliche Heiligkeit, auch die göttliche Güte kann sich in ihrer letzten Tiefe nur offenbaren, wenn sie sich huldvoll und helfend auch über die neigt, die ihr widerstreben.

Also müssen Böse sein, damit sich Gott offenbare? Ist das nicht krasser göttlicher Egoismus? Werden hier nicht Wesen in unermessliche Leiden gestürzt, nur weil man sie braucht als »Mittel zum Zweck«?

So kann man nur fragen, solange man nicht sieht, wie diese Welt so eingerichtet ist, dass schließlich alle Bösen den Weg zum Guten finden müssen, aus dem einfachen Grund, weil außerhalb des Guten, außerhalb Gottes kein Heil ist. Werden am »Ende der Zeiten« die »Bösen« gefragt: Bejahst du nun den göttlichen Weltenwillen, der dir die Möglichkeit zum Bösen freigab, damit du umso tiefer und klarer Gott schauen lernst?, dann werden sie *alle* Ja sagen. Sie werden mit Sicherheit nicht mehr aus ihrem Werdegang tilgen wollen, was sie auf dunklem Wege errungen haben. Das ist in vielen Bekenntnissen schon vollbewusst und überzeugt zum Ausdruck gebracht worden von solchen, die in der Welt des Bösen gelebt hatten. Und dieses letzte Ja ist die einzig durchschlagende »Theodizee«, die wahre Rechtfertigung Gottes angesichts des Bösen in der Welt, wie sie von den Philosophen immer gesucht wurde.

Und auch das *Fühlen* wird anders in einer Welt, in der das Böse ist. Das Höchste in der menschlichen Seele, die Liebe zum göttlich Guten, gewinnt in einer Welt, in der die ganze Trostlosigkeit und Leere in der Übeltat, der innerste Seelentod in der Bosheit erlebt werden können, einen ganz anderen Charakter. Sie wird viel bewusster und vor allem viel tiefer.

Dazu ist nicht nötig, dass jeder einzelne Mensch alle Abgründe des Bösen selbst durchwühlt hat. Für den einen genügt das *Sehen*, wo den anderen erst das *Tun* belehren kann.

Darum ist auch nicht notwendig, dass *alle* Welten, die es außer der Menschenwelt noch geben mag, durch die Höllen des Bösen hindurchgegangen sind. Es mag genügen für alle Ewigkeiten, dass einmal eine Welt da war, in der das Böse voll erlebt worden ist. Und nur in einer Welt der Sichtbarkeit kann man so aus Gott herausfallen, dass man ihn ganz vergisst. Das ist der gefährliche Vorzug unserer Menschenwelt. In anderen Welten, wo man im Geist lebt, muss das Böse einen ganz anderen Charakter annehmen.

Schließlich das Letzte: unser *Wollen*. Wo auch eine Entscheidung gegen Gott freigegeben ist und sie sich schrankenlos und scheinbar ungestraft ausleben kann, wo *Freiheit* ist, da allein ist auch die bewusste, freie Entscheidung *für* Gott durch den Willen möglich. Und das ist es, was alle Geister der Höhe von der Erdenmenschheit erwarten. Das ist für sie der Geistesadel des Menschen. Das ist es, was der *Mensch* den Himmeln zubringen kann.

Ist uns dies aufgegangen, was das Böse für Denken, Fühlen, Wollen der Menschheit und dadurch für alle höheren Reiche bedeutet, dann erst können wir den Kampf gegen das Böse in der rechten Einstellung beginnen. Wir wissen, dass wir dem Bösen umso mehr Gutes abzurufen haben. Das gilt für den Weltenkampf im Großen. Das gilt auch für jeden Einzelkampf. Das gilt auch für den Kampf in uns selbst. Die Abirrung, in die wir selbst geraten sind, hat erst ihren Dienst an uns getan, wenn sie unser Denken klarer, unsere Liebe tiefer, unseren Willen stärker gemacht hat. Dann erst sind wir nicht nur vom Bösen wirklich erlöst, sondern erlösen das Böse selbst.

Und das andere: Wir werden nun immer streng unterscheiden *den* Bösen und *das* Böse. Je mehr wir das Böse bekämpfen, umso mehr können wir den Bösen lieben. Wir werden am Bösen nicht nur die traurige Tatsache der Abirrung sehen, sondern immer auch die große Möglichkeit zum Guten.

So gewinnt der Kampf gegen den Hauptfeind des Menschengeschlechts erst seine volle Größe, Klarheit und Sicherheit. So stritt Christus gegen das Böse. –

Und »*der* Böse« im *übermenschlichen* Sinn? – Manche großen Menschen haben die Trauer im Blick des Satans zu sehen geglaubt. Aber erst wenn dem Bösen abgerungen ist, was ihm abgerungen werden soll, hat er seinen Weltendienst getan. Dann kann auch er zu seiner Erlösung eingehen. Von der Bitte: Erlöse *uns* von dem Bösen! ist auch er nicht ausgeschlossen.

Ein Mann der Gegenwart, der sich viel um eine neue Religion bemühte, hat vor Jahren ausgesprochen: Von allen Religionen der Vergangenheit kommt für die »nachchristliche Zeit«, wie er es nennt, nur eine einzige Religion in Betracht: die Perser-Religion des großen Zarathustra, der Kampf des Lichtes mit der Finsternis. Nur müsse, meint er, noch hinzugenommen werden die

tragische Grundstimmung der großen griechischen Dichter, dass kein weises Schicksal über uns waltet, dem unsere Leiden wichtig sind.

Solche Stimmen, die sich ja in der Gegenwart mehren, könnten kein Gehör finden, wenn die Christen selbst die siebte Bitte richtig verstanden hätten.

Heute ist diese Bitte weithin die Bitte des Egoismus. Am liebsten würde mancher nur beten: Erlöse *mich* von allem Übel! Und würde diese Bitte gleich an den Anfang des Vaterunsers stellen oder gar ganz allein beten.

Sie ist aber gerade die Bitte unseres höheren Ich, das sich heraushebt aus der ganzen Welt des Bösen. »Weiche von mir, Satan!« Das ist die Erfüllung der siebten Bitte, wie sie Christus selbst gesprochen hat. Wenn wir in diesem Geist sprechen, vor allem gegen das Böse in uns selbst, wenn unser höheres Ich sie im Namen Christi spricht, wenn Christus selbst sie in uns spricht: Dann sind wir auf der Höhe der siebten Bitte.

Nicht um »Gebote« handelt es sich. Gebote zerreißen den Menschen. Sondern um ein neues Ich.


Großartig ist es, in der Geschichte des Christentums den Erscheinungen nachzugehen, wo Christentum und Heldentum einander suchen und finden.

Schon der erste große Apostel, Paulus, hat die Rüstung des römischen Legionärs dem Christus-Kämpfer geistig umgetan. Im Heliand, in Luthers Heldenlied, in Dürers Ritterbild lebt dasselbe Sehnen.

Und mitten im mittelalterlichen Katholizismus hat ein deutscher Ritter, Wolfram von Eschenbach, alte Sagenbilder in einer Dichtung vor uns hingestellt, in der nicht der Papst der religiöse Führer ist, sondern der Gralskönig, in der nicht Mönche das Christentum verwalten, sondern Ritter, in der nicht Predigten gehalten werden, sondern Taten vollbracht.

Und alle heiligen Gebote, die für die Lichtkämpfer gelten, stehen in der Gralsdichtung bildhaft vor uns. Selber sich rein halten, für jeden Notruf bereit sein, seinen Namen nicht nennen, vom Christus-Mahl leben. So reicht die Gralsdichtung von der höchsten Sehnsucht des Kreuzrittertums weit hinaus in die Zukunft als Weissagung und Ahnung einer Zeit, in der Christentum und Heldentum sich vermählen.

Zu Franziskus kam ein Dominikaner, um ihn in Verlegenheit zu bringen.
»Mein lieber Vater«, begann er, »wie versteht Ihr die Stelle des Propheten Ezechiel: Wenn ihr dem Bösen seine Gottlosigkeit nicht verkündet, so werde ich seine Seele von euch fordern!? Ich weiß von vielen Menschen, dass sie in Sünden dahinleben, und doch verweise ich ihnen nicht immerfort ihre Laster; bin ich nun für ihre Seelen verantwortlich?« Franziskus schwieg. Dann sagte er: »Ja, der wahre Diener Gottes tadelt den Bösen unausgesetzt; aber er tut es vor allem durch sein Verhalten, durch die Wahrheit, die seine Worte erleuchtet, durch das Licht seines Vorbilds, durch sein ganzes Leben.«




Schopenhauer stand einmal vor dem Bild des berühmten Heiligen Armand de Rancé, des Stifters des Trappistenordens. Lange betrachtete er es. Dann wandte er sich schmerzvoll ab und sagte: »Das ist Gnade!«

Hat Schopenhauer, der ja von Wiederverkörperung überzeugt war, in diesem Augenblick daran gedacht, dass der Heilige in einem früheren Dasein dieselben Kämpfe durchgekämpft haben kann, die Schopenhauer in diesem Leben zu kämpfen hatte?


»Das ist Gnade!« Unsere eigene Kraft kann es nicht sein, die uns durch die Welt des Bösen hindurchführt. So verkündet die siebte Bitte.

»Das ist Gnade!« So werden die höheren Geister sprechen, wenn sie einmal auf den Ertrag der Menschheitsgeschichte zurückblicken.



»Denn hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.«

Was Goethe im Blick auf Schiller aussprach, das kann Menschheitszukunft werden. »Schein«: So werden uns die luziferischen Anfechtungen vorkommen. »Wesenlos«: Das werden wir von den ahrimanischen Vorspiegelungen sagen.



Auch die siebte Bitte trägt in sich das inhalterfüllte Wort »uns«. Millionen Menschen um uns her sind mit diesem Wort gemeint. Da wird der

Kampfcharakter dieser Bitte noch viel deutlicher.

Aber *nichts* ist vergeblich, was im rechten Kampf gegen das Böse geschieht. Und wenn es zunächst auch zum Gegenschlag führt, so kann es nur umso wirksamer sein. Wirkt es nicht jetzt, so wirkt es später. Wirkt es nicht im Leben, so wirkt es nach dem Tode. Wirkt es nicht in diesem Dasein, so wirkt es vielleicht in einem späteren Dasein.

Ein Beispiel: Viele Menschen leiden darunter, dass ihrer Umgebung, ihren nächsten Menschen das zunächst ganz fremd bleibt, was ihnen das Wertvollste im Leben ist.

Wie oft aber mag es geschehen sein, dass einem Mann nach dem Tod unendlich wichtig wurde, was er von seiner Frau im Leben so nebenbei und gleichgültig vernommen hatte. Zu seiner Überraschung gab es nach dem Tod *doch* eine höhere Welt. Aber blind und hilflos stand er dieser unerwarteten Wirklichkeit gegenüber. Da suchte er nach einem Licht. Und nun tauchte auf, was seine Frau gelegentlich gesagt hatte, was sie immer gelebt hatte. Sie durfte ihm nach dem Tod noch Führerdienste tun, wie Beatrice dem Dante.


Nichts ist vergeblich, was für die höhere Welt geschieht. Diese Gewissheit überströmt uns oft mit Freude. Sie darf uns immer beherrschen.

Aber *alles* ist vergeblich, was gegen die göttliche Welt geschieht!



Jeder Mensch, wo er auch lebt, kann sein Dasein, kann seinen Beruf daraufhin durchdenken, wie er sie zu einem Kampf des Lichtes gegen die Finsternis gestalten kann. Diese Frage ist viel umfassender und wichtiger, als wenn er fragt, was er vielleicht für das Christentum irgendeiner Konfession tun könnte.

Für solchen Kampf des Lichtes gegen die Finsternis können auch Goethe mit seiner Farbenlehre und Rembrandt mit seinen Lichtgemälden die prophetischen Vorbilder sein und zu Schutzpatronen werden.



Zweimal ist außerhalb der christlichen Welt im vergangenen Jahrhundert das Wort »Erlösung« mit besonderer Betonung gesprochen worden.

»Erlöster müsstest mir seine Jünger aussehen, dass ich an ihren Erlöser glauben lerne.« Spricht aus dem Hintergrund eines solchen Wortes nicht

selbst eine verborgene Sehnsucht nach – Erlösung? Hier appelliert Nietzsche von den Christen – an die Christen. Unerlöste Erlösungsprediger haben ihm und ungezählten anderen Menschen die wahre Erlösung mit Wolken verhüllt.

»Erlösung dem Erlöser!« Das ist das letzte Wort in Richard Wagners »Parsifal«. Darin ist auch ein verstecktes Zeitbekenntnis Richard Wagners zu erkennen. Christus kam, die Menschen zu erlösen. Aber er fiel selbst in die Hände seiner »Erlösten«. Nun gilt es, den Erlöser von seinen Erlösten zu erlösen. Nur dann kann Amfortas – der in die Sinnenwelt verstrickte Gegenwartsmensch, der in die Begierdenwelt gefallene Erdenmensch – geheilt werden.

Richard Wagner deutet bedeutungsvoll hin auf das heilige Mahl. Wir haben »nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen«. Aber wir empfangen für diesen Kampf »Leib und Blut Christi«, damit wir den *Menschen* in diesem Kampf retten und den Himmeln zubringen können. Das Herrenmahl ist, recht verstanden, die weiterwirkende Erlösertat Christi. Der »Herr« in seinem »Mahl« muss heute erlöst werden. Er ist die einzige Speise der wahren Gralsritter.

Auch die altnordische Mythologie und Sage lässt einen gigantischen Weltenkampf als ein aufrüttelndes Wandgemälde am Horizont der Menschheitszukunft erscheinen.

Wie Baldur dem Loki erliegt und Siegfried dem Hagen, so geht die stolze Götterwelt der Asen im Kampf mit den Finstermächten in den Untergang.

Midgardschlange, Fenriswolf, Hel: Man kann in diesen drei Gestalten unschwer die Ähnlichkeit erkennen mit den drei Widersachern, die vom alten Christentum durch die Namen Sünde, Teufel, Tod gekennzeichnet wurden.

Aber ein Doppeltes steht noch aus in diesem nordischen Zukunftsgemälde. Der Sieg wird nur *geahnt* in dem »Schweigenden Asen Widar«, der im Hintergrund wartet. Und der kindliche Mensch jener Urzeit *schaut* nur zu, tritt noch nicht selbst ein in den Weltenstreit.

Als Christus kam und den Kampf aufnahm für die Menschheit mit den Menschheitsfeinden, da war der Sieg da. Da wurde auch der Mensch selbst zum Mitstreiter gerufen.

Ja auf den Menschen kommt es an. Er ist in die Mitte des Kampfes gestellt.

Um ihn geht es. Und in ihm liegt die Entscheidung. Tritt er auf die eine – tritt er auf die andere Seite: Dies bringt die Wende im Weltenkampf. Ohne den Menschen können die Lichtgewalten nicht siegen. So viel, o Mensch, liegt an dir! Und alle Welten schauen zu.

Von größter Lebensbedeutung ist es, zu sehen, an welchem Götterunternehmen der Mensch teilhat: an der Verwandlung des Bösen in Größe des Guten. Eine eigene letzte Entscheidung will gefällt werden, immer wieder gefällt werden und in unserem Bewusstsein immer lebendiger werden.

Eine neue Michaelszeit zieht herauf. Der Tod-atmende Drache will die Menschheit vernichten. Michael sucht Kämpfer.



Hätten die Menschen selbst das Vaterunser geschaffen, so hätten sie vielleicht geschlossen, wie sie viele Gebete geschlossen haben: Gib uns Frieden! Christus hat nach der Auferstehung wohl seine Jünger begrüßt mit dem Gruß: Friede sei mit euch! Aber der Friede ist ihm Kraft zum Kampf. Unmittelbar darauf sagt er: Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch! Und als ihren Feind nannte er: die Sünde, das Böse.

So steht nun am Schluss des Vaterunsers der Lichtkämpfer da. In den drei ersten Bitten schaute er das Licht und ließ sich von ihm weihen. In den vier letzten Bitten sah er die Finsternis und trat ihr als Gegner gegenüber.

Das Vaterunser ist das Gebet der Christus-Streiter im Weltentscheidungskampf.

■ DENN DEIN IST DAS REICH
UND DIE KRAFT UND DIE
HERRLICHKEIT IN EWIGKEIT

Wenn im Mittelalter die göttliche Herrlichkeit dargestellt wurde in andachtvollen Gemälden – Christus oder die Himmelskönigin –, dann ließ der Künstler oft zum Schluss an den Seiten des Bildes ehrfürchtige Menschen hereinkommen ins Gemälde, die Stifter oder die Hersteller, dass sie auf dem Bilde selbst anbeten. An der Spitze aller Betrachtenden und Betenden waren sie für immer dabei.

Als das Johannes-Evangelium ausging, hinaus zu den christlichen Gemeinden, da fühlten die zurückgebliebenen Freunde des Evangelisten den Wunsch, selbst als Zeugen mit aufzutreten. Und so steht am Schluss dieses Zeugenbuches: Wir wissen, dass das Zeugnis dieses Jüngers wahr ist! (Joh. 21,24).

Als das Vaterunser seinen Weg antrat durch die Menschheitsgeschichte, da gab ihm die Urchristenheit auch ihr Bekräftigungswort mit, ihren Wunsch, ihr Zeugnis, ihr Gebet. Und so schließt das Vaterunser mit Worten, die nicht von Christus selbst sind, in denen aber die Urgemeinde sich hören lässt, bekennd und betend: Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit!

Man sagt, dieser Vaterunser-Schluss sei nachgebildet einem noch älteren Feiergebet.

»Dir gebühren die Majestät und Gewalt, Herrlichkeit, Sieg und Dank. Denn alles, was im Himmel und auf Erden ist, das ist dein. Dein ist das Reich, und du bist erhöht über alles zum Obersten. Dein ist Reichtum und Ehre vor dir, du herrschest über alles; in deiner Hand steht Kraft und Macht. In deiner Hand steht es, jedermann groß und stark zu machen. Nun, unser Gott, wir danken dir und rühmen den Namen deiner Herrlichkeit!«

So spricht, nach dem Bericht des Chronikbuches, der König David im Blick auf den neuen Tempel, der nun entstehen soll (1. Chron. 29,11–13).

Gerade im Vergleich kommt die kraftvolle Schlichtheit zur vollen Wirkung, mit der die Urchristenheit ihren neuen Anbetungstempel begrüßte. »Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit!«

Es ist das würdigste Echo, das dem göttlichen Geschenk gegeben werden konnte.

Es ist der machtvollste Hymnus, der je zum Himmel emporstieg.

Es ist der feierlichste Schwur, mit dem die Menschen das Werk Christi besiegeln konnten.



Mit kraftvoller Lebendigkeit erfüllt sich dieser Vaterunser-Schluss, wenn wir daran denken, wie oft er aus dem Katakombendasein der ersten Christen zum Himmel emporgedrungen sein mag.

Draußen zogen die römischen Legionen. Über alle Grenzen drangen sie hinaus. Das Mächtigste, das die Menschheit bis dahin gesehen, wurde von ihnen geschaffen und geschützt: das römische Weltreich.

Aber aus den Katakomben stieg es empor: *Dein* ist das Reich! –

Draußen gebot der römische Cäsar. Ohnmächtig knirschten alle Völker unter seinem Willkür-Willen. Keine Macht der Erde konnte aufkommen gegen diese Herrschgewalt.

Aber aus den Katakomben stieg es empor: *Dein* ist die Kraft! –

Draußen war die Welt erfüllt vom Glanz des römischen Kaisertums. Märchenhaft war die Prachtentfaltung, um sich am Kaiserhof verschwenden zu lassen.

Aber aus den Katakomben stieg es empor: *Dein* ist die Herrlichkeit! –

Und es stieg wirklich empor aus den Grüften. Das römische Kaisertum wurde begraben. *Über* den Gräbern der römischen Kaiser aber erhob sich der Hymnus der Christen.



Großartig ist das Gegenbild zum Vaterunser-Schluss, das wir allabendlich am Sternenhimmel erleben. Selbst wenn wir den Sternenhimmel nur mit den naturwissenschaftlichen Augen des heutigen Menschen betrachten.

Da droben lebt in weiten, unbekanntem Welten ein einheitlicher, erhabener Wille. Hehre Gesetzmäßigkeit herrscht und haucht Heiligkeit zu uns herab. Ewige Treue geht in den Bahnen der Sterne. – *Dein* ist das Reich!

Da droben sind Riesenkräfte in erhabener Ruhe am Werk. Schwebend schwingen sich mächtige Planetenkörper um die Sonne, und die Sonne selbst mit allen ihren Planeten – so sagt man – um eine zentrale Riesensonne, unvorstellbar gewaltiger als unsere Sonne. Die Größe, die Sicherheit, die Majestät dieser Weltenkräfte ist nicht auszudenken. – *Dein* ist die Kraft!

Da droben strahlt eine Pracht herab, dass alle Erdenpracht zur winzigen Kümmerlichkeit wird. Und jeden Abend bietet sich diese Pracht dem geringsten Menschen dar und dem schlechtesten. Selbst wenn kein Auge nach ihr emporblickt, ist sie immer da und lässt eine unermessliche innere

Herrlichkeit als das Geheimnis der Welt erahnen. – Dein ist die Herrlichkeit!



Aber alle unsere Astronomiebücher mit ihren Milliarden von Lichtjahren hätten den Alten, selbst wenn sie davon gewusst hätten, keinen großen Eindruck gemacht. Sie sprachen mit den »Geistern hinter der Bühne«. Sie schauten auf die *Sternengeister*, nicht auf die *Sternenleiber*.

In der Bibel werden die Exusiai, Dynameis, Kyriotetes genannt. Das verschlossene Tor zu diesen Geisteswelten hat sich uns heute wieder aufgetan. Wir erkennen: Sie bilden das geistige Reich der Sonne, die schaffenden Geister, die durchkraftenden Geister, die durchleuchtenden Geister. Und dies ist vor allem das Reich des göttlichen Sohnes. –

Als Rudolf Steiner gegenüber die Sprache kam auf den Vaterunser-Schluss, da sagte er aus seiner Geistesforschung heraus: Ursprünglich hieß dieser Schluss: denn dein ist die Sonne! Das war eines jener Rätselworte, die ohne eigenes Weiterdenken stumm bleiben.

Da ging mir eines Tages auf, wie genau die drei Worte des Vaterunser-Schlusses den drei Sonnenwelten entsprechen, die sich übereinander aufbauen.

Dein ist das Reich – da sind wir im Gebiet der schaffenden Geister, der Exusiai.

Dein ist die Kraft – da treten wir ein in das Gebiet der durchkraftenden Geister, der Dynameis.

Dein ist die Herrlichkeit – das ist das Gebiet der durchleuchtenden Geister, der Kyriotetes.

Wir sind im Sonnenreich. Dein ist die Sonne! –

Goethe sprach noch oft von den höheren Geisteswelten. Und keineswegs nur als Dichter. In der Farbenlehre redet er von den Farben als den Offenbarungen der Elohim.

Er suchte auch, wie sein bedeutungsvolles letztes Bekenntnis zu Eckermann bezeugt, mit sicherem Geistinstinkt nach dem Zusammenhang zwischen Christus und der Sonne.

Er ging denen voran, die heute nur einem naturverbundenen Christentum noch zuhören werden.

Dein ist die Sonne!

Wie aber aus dem Antlitz Christi die göttliche Sonne hervorleuchtet, das kann man gerade an diesem Vaterunser-Schluss wahrnehmen.

Dein ist *das Reich* – war das nicht der ganze Inhalt seines *Lehrens*, der Inhalt seines Geistes selbst?

Das Gottesreich verkündete er. Das Gottesreich brachte er. Das Gottesreich war er.

Dein ist *die Kraft* – war das nicht die Seele seines *Wirkens*? War das nicht sein Wille selbst?

Gegen alle Finstermächte auf der Erde – Krankheit, Sünde, Not, Schwäche, Blindheit, Tod – setzte er in den sieben Großtaten des Johannes-Evangeliums die göttliche Kraft ein, ließ er das göttliche Heil kämpfen, erstritt entscheidend den göttlichen Sieg. Die göttliche Kraft war er. *Die Herrlichkeit* – war das nicht sein *Wesen*? So hat er als sein letztes Ziel verkündet: »Dass sie meine Herrlichkeit schauen, die du mir gegeben hast« (Joh.17,24). Und aus der ersten christlichen Gemeinde tönt die Bestätigung zurück, dass er sein Ziel erreicht hatte: »Wir schauten seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit« (Joh. 1,14). Die göttliche Herrlichkeit war *er*. – So ist der Vaterunser-Schluss die Urkunde, dass die Menschheit Christus wirklich verstanden hat. Umfassender konnte man seine Erscheinung auf der Erde nicht widerspiegeln. Der Widerschein Christi liegt auf dem Vaterunser-Schluss.

Allen Menschen sollte vertraut werden die Schilderung, die Rudolf Steiner aus seiner Geistesforschung heraus von der äußeren Erscheinung Christi gegeben hat.

Eine Stirn, die gar nicht einer modernen Denkerstirne gleicht, aber auf der die Verwunderung über die göttlichen Geheimnisse des Daseins liegt.

Augen, die nicht kühl beobachten, sondern wie Feuerflammen in die Herzen der Menschen eindringen.

Ein Mund, als ob er nie gegessen, sondern von Ewigkeit her göttliche Wahrheit verkündet hätte.

Das sind die drei ersten Bitten des Vaterunsers in Menschengestalt. Die

Stirn: Geheiligt werde dein Name! Das Auge: Dein Reich komme zu uns!
Der Mund: Dein Wille geschehe wie oben in den Himmeln also auch auf Erden!

Und im Vaterunser-Schluss spiegelt sich dies Christus-Antlitz wider. Jetzt strahlt es aus andachtsvollem Menschegeist zurück. Auch darin, dass jetzt in verschiedener Reihenfolge geredet wird, kann man einen Sinn finden. Die Augen, das Reich, die Liebe haben den entscheidenden Eindruck auf die Menschen gemacht.

Nun spricht der Mensch selbst aus, was im Vaterunser zu ihm gesprochen worden ist. –

Die Menschen der Gegenwart können nicht beten. Aber noch weniger können sie anbeten. Viele lernen es heute lieber von Plato als von Paulus und Johannes. Dort, wo Plato im »Gastmahl« hingerissen vom Schauen der ewigen Schönheit spricht, da hat er die wahre, freie Andacht geschildert.

Der Vaterunser-Schluss endet im Schauen der göttlichen Herrlichkeit. So leitet er den Menschen hin zu seiner höchsten Bestimmung.

Wir treten aus der Zeit wieder in die »Ewigkeit« zurück.

»Endlich – und wo ist denn ein Ende? – endlich muss doch einmal heraustreten das göttliche Reich und seine Gewalt und seine Kraft und seine Herrlichkeit!«

Als Fichte diese Worte sprach, da wollte er wohl nicht mit Vaterunser-Worten reden. Aber der deutsche Genius in ihm hat seine innerste Übereinstimmung mit dem Urchristentum bekannt. Er hat zugleich den Vaterunser-Schluss nicht als Kirchengebet, nicht als Ausbruch der Erlösungssehnsucht in sich getragen, sondern als das Strebensziel aller freien und tapferen Menschen, als den Siegespreis aller starken Weltkämpfer. Und charakteristischerweise hat er sich an dem zweiten Wort »Dein ist die Kraft« am meisten gefreut. Er legte es in zwei Worte auseinander: Gewalt und Kraft.

So erleben wir in ihm mit, wie der deutsche Genius sich »die Weihe der Kraft« holt.

Ein anderer Geist hat auch das Wort »Kraft« geliebt. Jakob Böhme spricht

von einem »Einhergehen in der Kraft der ewigen Majestät«. Kein schöneres Wort ist zu finden für die, in denen das Vaterunser wirklich seinen Dienst getan hat. Sie tragen das Bild Christi als Lebenskraft in sich. Sie sind die wahren Sonnensöhne auf der Erde. Sie sind die Söhne einer werdenden Welt. Sie gehen einher »in der Kraft der ewigen Majestät«.

■ Fußnoten

Vom Beten

[1](#) Das Vaterunser. Eine esoterische Betrachtung. Dornach 1991

[2](#) Stuttgart ¹1959

Vater unser, der du bist in den Himmeln

[3](#) Vgl. Rudolf Steiner, Die geistigen Wesenheiten in den Himmelskörpern und Naturreichen, Bibl.-Nr. 136, Dornach ³1960; ders., Geistige Hierarchien und ihre Widerspiegelung in der physischen Welt, Bibl.-Nr. 110, Dornach ⁴1960.

Geheiligt werde dein Name

[4](#) Siehe auch Seite [73](#) f.

Jubiläumsausgabe
Zum 90-jährigen Bestehen des Verlags Urachhaus 2015

(8. Auflage)
ISBN 978 - 3-8251 -6105-7 (epub)

Erschienen 2015 im Verlag Urachhaus
www.urachhaus.com

Erstmals erschienen 1935
© 1998 Verlag Freies Geistesleben & Urachhaus GmbH, Stuttgart
Umschlaggestaltung: Ursula Weismann
Umschlagabbildung: Ernst Barlach, »Der Gläubige«, 1934,
aus dem »Fries der Lauschenden«, Ernst-Barlach-Haus, Hamburg

1. digitale Auflage: Zeilenwert GmbH 2015

90 JAHRE VERLAG URACHHAUS

Am 23. Januar 1925 gründeten Emil Bock, Gertrud Spörri, beide Gründungsmitglieder der Christengemeinschaft, und der Verlagsbuchhändler Ernst Scheiffele den »Verlag der Christengemeinschaft« in der Stuttgarter Urachstraße 41. Als im Jahr 1936 die politischen Umstände eine Umbenennung erzwangen, entschied man sich, den Verlag nach seinem Domizil zu benennen: der Name Verlag Urachhaus war geboren. Heute steht dieser Name – die Tradition bewahrend, das Neue immer im Blick – für ein umfassendes und erfolgreiches Verlagsprogramm. Anlässlich des 90-jährigen Bestehens des Verlags erscheinen ausgewählte Werke des Programms in einer besonderen Ausstattung.



FRIEDRICH RITTELMAYER

MEINE LEBENSBEGEGNUNG MIT RUDOLF STEINER

236 Seiten, Klappenbroschur

Der evangelische Theologe, Schriftsteller und Seelsorger Friedrich Rittelmeyer war selbst bereits eine prominente Persönlichkeit des Kulturlebens, als er im Jahr 1911 Rudolf Steiner, dem Begründer der Anthroposophie, begegnete. Sein Verhältnis zu ihm war zunächst von kritischer Distanz geprägt, dennoch entwickelte sich daraus eine von gegenseitiger Wertschätzung getragene Freundschaft und Arbeitsbeziehung. Rittelmeyers Erinnerungen gehören zu den besonders authentischen und dazu originellsten biografischen Zeugnissen überhaupt. Sie sind zudem ein wichtiges Quellenwerk für alle, die sich um ein lebensnahes Bild der Persönlichkeit Rudolf Steiners bemühen.

URACHHAUS